

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

Ja und Nein

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE

aus Anlaß des 80. Geburtstages des Autors

im Auftrag

der seinen Namen tragenden Gesellschaft

herausgegeben von

GEORG MÜLLER

1968

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

Schreibe. Ihre Macht will sie über Leser ausüben. Diese Leser haben Ehrgeiz. Sie wollen einen Doktorgrad, eine Professur, einen Namen, einen Nobelpreis. Und sie kriegen das alles verheißen von dieser akademischen Welt des Denkens. Ein Franzose und ein Deutscher, Descartes und Kant, haben diese akademische Welt erschaffen in einer Art Dialog.

Beide haben die leibschaffende, unsere künftige Eigenart über uns ausrufende Kraft der Sprache geleugnet. Beide leben von der schrecklichen Trennung in Körper und Geist, in Physik und Metaphysik. Diese beiden Jungesellen haben den Liebesquell aller Sprache verhehlt. Und so ist die Welt ihnen in Geist und Körper auseinandergeborsten. Die Auferstehung des Fleisches kommt nur aus Namen der Liebe. In ihnen fährt der alte Adam aus seiner Haut und reißt die geliebte Seele, zu der er spricht, fort zu der nächsten Hochzeit der menschlichen Art. Das reine Denken ist eine Unart. Die symbolische Logik ist eine Verirrung. Gott gebe uns eine fröhliche Auferstehung auf dem Zeitenfloß, das uns sein Geist erichten läßt.

Meine geistige Existenz nach wie vor

Auch ich, lieber Leser, kann also zu dir nicht zeitlos *über* die Sprache reden, sondern wenn es lohnen und wahr sein soll, was du hier liesest, so muß wohl oder übel der Zeitpunkt gekommen sein, wo diese Wahrheit im dialogischen Leben in meiner empirischen Existenz zu diesem Text hier geführt hat. Die Bücher über Sprachen haben mich immer verwundert, weil die Verfasser sich nie genügend darüber verwundern, daß sie selber zu ihren Lesern über das Sprechen sprechen können. Ein ehrlicher Mann, Fritz Mauthner, hat allerdings über diese Frage »Kann ich denn reden?« drei Bände geschrieben. Aber niemand hat auf ihn gehört; und er selber widerlegte sich, indem er sich

so sehr wunderte, daß es ihm ganz unvorstellbar wurde, daß irgend jemand irgend jemandem irgend etwas mitteilen könne. Redend proklamierte er die Unverständlichkeit aller Rede. Und doch war *er* mir verständlicher als die Millionen, die gar nicht fragten, oder der die Sprache von oben herab betrachtende Philosoph. Ach, ich unterstehe dem Sprachzwang.

Ich muß dir etwas sagen. Ich soll dir etwas sagen. In dieser Niederschrift endet eine Wanderzeit, in der eben der existentielle Dialogismus zum Worte wurde, und nun, zum ersten Male, kann ich mich meines verpöndeten Wortes entledigen und etwas noch nicht Gesagtes sagen.

Vier Jahrzehnte, von 1902 bis 1942, hat mich das Wort »Sprache« zum Schemel seiner Neuausrufung gemacht. Als Namen haben wir es wieder ausrufen müssen, nachdem es ein bloßer Begriff geworden war.

Und so mußte sich ein Stück menschlichen Lebens wohl oder übel selber in der dramatischen Struktur der Schöpfungsgeschichte abspielen. In vier Jahrzehnten habe ich als Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt den neuen Namen durchgetragen. Ich bin ein Beleg für die Richtigkeit dieser Gefällstufen. Wenn man gewöhnlich in Anmerkungen andere Bücher zitiert findet, so möge man mir nicht wehren, eine andere Form des Beweises anzutreten. Auch ein Leben kann ein Beleg sein; und für gewisse Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg. Dann nämlich, wenn man die Erschütterung durch ein den einzelnen trefendes, aber die Gattung meinendes Erlebnis studieren will, kann man nur den »Fall« studieren, auf dessen Quadrigena-Platte sich das Erlebnis eingepreßt und in dessen Hirn es sich abgeklärt hat.

So ist dies nicht meine eigene Lebensgeschichte, sondern es ist die Geschichte einer von mir geglaubten, alsdann anderen mitgeteilten, von uns gemeinsam festgestellten und schließlich von der Welt angeeigneten Wahrheit. Er-

eignis wird Eigenschaft, Eigenschaft wird Eigentum. Eigentum wird enteignet, damit es allen eigne.

Die vier Akte füllen im großen und ganzen ein jedes ein Jahrzehnt, so daß sich die Epochen 1902–1912, 1912–1923, 1923–1933, 1933–1943 ohne Zwang abheben. Sie sind übrigens nicht pedantisch gemeint. In jedem dieser Jahrzehnte war nur je eine grammatische Haltung *ersprießlich*. Also von 1912 bis 1923 war es ersprießlich, weil wir im zweiten Akte standen, mitzuteilen. Das schloß nicht aus, daß wir in unserer Ungeduld auch Institutionen zu gründen suchten und daß wir in die Haltung der wartenden, harrenden Seele zurückglitten. Aber dennoch ist es richtig, diesem zweiten Jahrzehnt den ausgesprochenen Namen des subjektiv mitteilbaren der berufenen »Iche« zuzusprechen. Von 1933–1942, umgekehrt, hat es an Mitteilungen, Institutionellem, präjektivem Glauben nicht gemangelt. Aber der Natursturm der »Muspilli« und des zweiten Weltkrieges, diese Windsbraut, war doch das entscheidende und gebietende Element. In ihm wurde ich mit meinem Erlebnis radikal objektiviert.

So wird also der Leser die vier Akte des Dramas nicht als ein von mir erfundenes Gerüst ansehen, sondern er mag wissen, daß mir die besondere Tönung jedes Jahrzehntes sehr gegen meinen Wunsch abgedrungen worden ist. Weil es wider Willen geschah, ist es ein Beleg nicht für meinen Willen, sondern für einen Ablauf. Ein Gesetz läßt sich belegen. Eine Frage läßt sich beantworten. *Unter welchen Bedingungen trägt eine seelische Erschütterung Frucht?* Sie trägt nur Frucht, wenn ihr Träger als Dich, Ich, Wir, Er durchkonjugiert wird.

Die Erschütterung einer Leidenschaft, die uns mit ganzem Herzen, ganzem Vermögen und ganzer Seele ergreift, scheidet den einzelnen in begeisterter Zuchtwahl aus. Eine natürliche Zuchtwahl ist ein Widerspruch in sich selbst. Der Horden-, Sippen- und Umweltmensch wird zum einzelnen durch begeisternde Zuchtwahl, wenn er seinen

Namen so hört, daß er zum Dich wird und in die Höhe fährt.

Dieselbe Erschütterung schwingt weiter und reicht in diese ausgesonderte Seele so tief ein, bis diese selber zu schwingen anfängt. Im Widerhall beginne »ich« nun zu sprechen.

Der mir widerfahrene Anruf und die von mir ausgehende Antwort rufen einen dritten Kreis von Wellen hervor, der sich in den wiederkehrenden Regeln einer dauernden Einrichtung festlegt.

Und diese aus dem Geschehen festgelegte Geschichte sucht sich am Ende ihres Trägers zu entledigen und ohne ihn weiterzugehen.

Es ist die These des nun folgenden »Beleges«, daß mit mir eben diese Grammatik durchexerziert worden ist.

Ich erzähle also nicht mein Leben¹, denn nicht mein ganzes Leben liegt auf dem Totenacker der Natur, sondern meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache als Muttersprache, als Brautsprache, als Ehe- und Arbeitssprache liegt hinter mir.

Seit 1902 hat mein bewußtes Leben unter dem Kennwort »Sprache« gestanden. Ich war in meinem fünfzehnten Jahre und wünschte mir Kluges *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Ich selber erstand Jakob Grimms *Deutsche Grammatik* von 1819 und seine *Rechts-*

¹ Wer davon Bruchstücke wissen will, findet Autobiographisches in der *Hochzeit des Krieges und der Revolution*, 1920, Patmosverlag. Briefwechsel über Christentum und Judentum mit Franz Rosenzweig in dessen Band *Briefe* 1935. Einleitung zur englischen Ausgabe der *Christian Future*, London 1920, von J. H. Oldham, *Rückblick auf die Kreatur*, in Chicagoer Neue Beiträge 1947. Ferner seien erwähnt: *Die rückwärts gelebte Zeit* im dritten Band der *Kreatur* und die Aufsätze von Altmann und Dorothy Emmet in *The Journal of Religion*, Chicago 1944 und 1945, und die Bibliographie in *The Driving Power of Western Civilisation*, Boston 1949. Nunmehr sind meine zwei Bände der »Sprache des Menschengeschlechts« 1963–1965 von Lambert Schneider verlegt worden.

altertümer, in denen ja das Wort eine gewaltige Rolle spielt. Hamanns Wort befiel mich damals: »Sprache ist der Knochen, an dem ich ewig nagen werde.« Zu den üblichen Gymnasiastensprachen gesellte sich Ägyptisch, und ich begeisterte mich für den genialen Heinrich Brugsch. Die Lektüre von *Sartor Resartus* von Carlyle, dies Hohelied des Sprechens, von Bengel, von Chesterton unterlegte die Exzesse der reinen Sprachwissenschaft und Philologie (ich verfaßte ja Wörterbücher und übersetzte aus allen Sprachen) mit dem Hamannschen Weissagungston; doch wußte es natürlich das Kind nicht anders, als daß für »die Sprache« die Philologen zuständig seien. Und so entstand eine Spannung zwischen dem, wonach ich mich sehnte, und dem, was allein der Ausdruck dieses Sehnsens in anerkannter Weltform schien: Ich wollte die Organisation der Menschheit auf Grund der Sprache enträtseln, und komischerweise studierte ich alles Philologische mit einem zelotischen Fanatismus und einer Ehrfurcht, als sei diese Art Sprachwissenschaft der Weg ins Heiligtum. Der tiefste Respekt für die deutsche Universität war mir selbstverständlich. So las ich jeden Schnitzel eines anerkannten Philologen von Scaliger bis zu Ludwig Traube mit Andacht. Zum Glück für mich verliebte ich mich aber auch zum ersten Male in dem gleichen Jahre 1902 und begann Gedichte zu machen. Durch viele Jahre trug ich nun immer das Reclamändchen mit den Hölderlinschen Werken bei mir. Und Nietzsche, Goethe, Homer, Schiller, Lessing, Pindar, am Ende des Jahrzehntes aber Chesterton, bauten ein echteres Reich der Sprache neben dem philologischen der Böckh, Niebuhr, Grimm, Bopp, Erman, Brugmann auf.

Das Studium der klassischen Philologie unter ihren Meistern Otto Schroeder, Eduard Meyer, Wilamowitz-Moellendorf, Johannes Vahlen, Hermann Diels und das »wider meines Herzens Drang« abgeleistete juristische Studium suchten nach einem Kompromiß. Ich träumte eine Zeit-

lang, ein zweiter Ludwig Traube zu werden und die neue abendländische Philologie für das Mittelalter mitzubegründen. Mein Hauptbeitrag dazu wurde mit großem Pathos, auf lateinisch, dem »Fürsten der Philologie«, Johannes Vahlen, 1912 gewidmet. Ich konnte gerade noch zu seiner Beerdigung gehen, als das Buch fertig vorlag. Es mag hier gleich gesagt sein, daß ich mit fast allen meinen deutschen Buchwidmungen ähnliches Pech gehabt habe. Und jedenfalls im Falle Vahlen war es, ohne daß ich es ahnte, ein geistiger Abschied, den ich mit der Widmung von ihm nahm.

Die absolute Verehrung der Philologie hatte mich besessen, und in der Widmung, glaube ich, begann die Entzaubung. In dem gewidmeten Bande, in welchem ich einen Querschnitt durch die Literatur einer Generation des Mittelalters legte, stand nämlich ein Satz, der mich der herrschenden vorjohanneischen Betrachtung der Sprache entriß: »Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht.« Dieser Satz mag nicht revolutionär klingen. In ihm aber steckt der Keim alles seitdem Ausgesprochenen, und daß dem so sei, das war mir damals gewiß. Auch reagierte die »Wissenschaft« entsprechend. Die Juristenfakultät, der die Schrift zur Habilitation eingereicht wurde, legte mir auf, das ketzerische Kapitel, in dem dieser Satz stand, wegzulassen. Ich tat das natürlich nur in den der Fakultät geschuldeten zwanzig Belegstücken. Und so steht dieser Satz denn am Beginn meiner offenen, am Ende meiner privaten Existenz mit der »Sprache«. Ich hatte die Katze aus dem Sack gelassen.

Ich muß wohl den Entrüstung erregenden Satz vollständig hierhersetzen: »... die lebendige Volkssprache überwältigt allemal das Denken des einzelnen Menschen, der sie zu meistern wähnt; sie ist weiser als der Denker, der selbst zu denken meint, wo er doch nur »spricht« und damit der Autorität des Sprachstoffs gläubig vertraut; sie leitet seine Begriffe unbewußt zu einer unbekanntem Zu-

kunft vorwärts« (*Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.*, 1912, S. 144).

Damit wurden die Gedanken des sogenannten Denkers eingespannt zwischen ihrer Herkunft aus der Autorität des Sprachstoffs und ihrer Bestimmung für eine ausdrückliche Zukunft. Als eine Gefällstufe im Sprachstrom durch die Zeiten ist das Denken in Begriffen eine Verstärkung der Sprache, wie wir Kraft aus dem Wasserfall gewinnen. Damit waren der Idealismus der Metaphysiker und der Materialismus beide erledigt, denn das Denken selber wurde hier zum Materiale der Schöpfung erhoben, weil es in Sprache zurückgeglüht wurde. Denken ist ein Aggregatzustand der Sprache, ähnlich wie Wasser als Dampf oder Eis sich findet. Und im selben Augenblick wandelte sich der Charakter der Sprache selber aus einer bloßen Mitteilung von Gedanken zu einem Aufruf zum Denken und zu vielen anderen Taten. Wir sprechen, erkannte ich, um uns und andere fortzureißen in Ordnungen. Statt bloßer Werte, die Dinge bezeichnen, bestände dann also die Sprache aus Namen, die uns etwas zu vollziehen heißen? Eben dies war eine weitere Entdeckung jener Schrift: »Der Eigenname wirkt als Imperativ« (*Ostfalens Rechtsliteratur* S. 113). Rückschauend kann ich sehen, daß ich in jenem Augenblick von der Philologie in ein neues wissenschaftliches Feld hinübertrat, nämlich in eine Lehre von den Namen statt von den Worten. Der vorliegende Text ist ein Abkomme jener damals zur Bestimmung eines einzelnen wirklichen mittelalterlichen Schriftstellers gemachten Entdeckung, daß Namen aller Grammatik vorausgehen, genau wie die Imperativformen noch unflektiert sind; wir ernennen uns gegenseitig. Namen sind gegenseitige Anrufungen zur Ordnung des Gemeinschaftslebens. Das Schmieden dieses ersten Mauerhakens, mit dem ich der akademischen Welt entsteigen sollte, hatte mich also ein Jahrzehnt gekostet.

Natürlich wurde mir dies »unwissenschaftliche« Argument

vom Namen als Imperativ nicht abgenommen. Und ich trug es ja auch in die falsche Schmiede eines Spezialfeldes, auf dem solche Menschheitsfragen nicht erörtert werden konnten. Diese Komik hat sich ungezählte Male wiederholt, denn unsere neue Grundlehre vom Sprechen liegt eben zwischen all den Feldern der bestehenden Wissenschaften genau in der Mitte und muß daher von einem jeden Felde her verzerrt gesehen werden.

Von diesem Jahrzehnt ist im Rückblick von 1912 her auf 1902 hin ein Doppeltes anzumerken. Alle Tinkturen und Essenzen der Philologie hatte ich mischen gelernt. Ich hatte Arbeiten über niedere und höhere Textkritik geliefert, Urkunden diplomatisch untersucht, Handschriften kopiert und ediert, stilistische Untersuchungen und Archivforschungen betrieben. Ich hatte Wörterbücher und Grammatiken entworfen, liturgische Kalenderforschungen veröffentlicht und die Glaubwürdigkeit von B. G. Niebuhrs Lebensnachrichten in ein neues Licht gerückt. Bauten und Denkmäler hatte ich ikonographisch untersucht und dabei stets die gesamte klassische Philologie und indogermanische Sprachwissenschaft sowie das Ägyptische mir zur linken Hand angetraut gefühlt. Das heißt, ich habe seitdem die Vorgänge und Vor- wie Rückschritte in diesen Wissenszweigen gewissenhaft laufend verfolgt; ohne irgendeine offizielle Beziehung blieben sie meine Heimat. Dem Humanismus und Klassizismus in seinem Studium der Antike von 1450 bis auf unsere Tage in allen seinen Blüten blieb ich auf der Spur. Denn August Böckhs herrliches Wort von der Philologie gab ich nicht preis. »Erkennen des Erkannten« nannte er sein Tun. Wir haben nur dazu gelernt, daß es nicht angeht wiederzuerkennen, ohne anzuerkennen und abzuerkennen.

Damit war mein ehrfürchtiger Respekt vor der deutschen Universität an eine Klippe gestoßen. Man muß also ab-erkannt und anerkannt worden sein, bevor man auch nur erkennen kann! Die Nominative der Erkenntnis ruhen auf

den Vokativen der Anerkennung. Es war ein Glück für mich, daß der Held meiner Valediktionsarbeit von 1904 bis 1906, P. Clodius Pulcher, ein solches Scheusal war, daß mir schon damals beim Schreiben aufging, es sei denn doch in der Geschichte ohne Auslese nicht auszukommen. Die um jene Zeit umgehende blinde »Renaissance«-Begeisterung rühmte ja Cesare Borgia und alle die anderen Hitler jener Zeit. Mein Schufferle Clodius – seine Schwester machte meinen geliebten Catull unglücklich – nahm es an Spitzbüberei mit jedem Renaissancehelden auf. Daher war ich imstande, die Verbindungsfäden zu ziehen und den Gobineau-Geymüllerschen Kult von »uns Bürgern der Renaissance«¹ auf Grund meiner klassischen Philologie abzuschütteln.

Damit schüttelte ich die zentralste Zeitmode ab, ohne es zu wissen. Ich bin durch jenen Schritt ein für allemal gegen die Dunstkreise Stefan Georges, Spenglers, Marxens, Nietzsches immunisiert worden. Die Gleichsetzung des Verbrechers und des Übermenschen hat mich seitdem nie wieder versucht. Die Abschüttelung, die Entlobung sozusagen von meiner blinden Stoffhuberei und Materialverehrung geschah am Ende des Clodius mit einem Satz, von dem mein guter Vater mir dringend abriet: »In einem schäumenden Hexenkessel wallt eine schillernde Blase auf und zerplatzt.« Wahrscheinlich verstößt dieser Satz gegen den Geschmack einer Biographie. Aber es ist ein klarer Beleg für eine der Grundlagen allen Sprechens: Die Metapher kommt als die erste Sprechweise in uns hinein; sie ist nichts Zweites. Nur in diesem Bild konnte ich mich von der Liebe zu meinem Helden befreien; er mußte zur Natur werden. Ja, es mußte »die Blase« heißen, damit ich sicher war, ich könne fortan in der Geschichte gut und böse unterscheiden. Lache, wer mag. Der Satz rettete meine

¹ Ein Wort des guten Geymüller, der aber trotzdem für Jakob Burckhardts Seelenheil innig gebetet hat.

Seele. Dafür macht man sich gerne lächerlich. Und es ist mir seitdem immer wieder ähnlich ergangen.

Die formale Entlobung vom Gewaltkultus aller Art fand dann in einem Vortrag statt, den ich vor meinen Saufbrüdern hielt. Sie hießen mich sowieso mit großer Verachtung »Plato«, und ich machte durch jenen Vortrag das Maß voll. Ich ging der Versuchung der Vorstellung »Renaissance« nach, dann der der Wiedergeburt. Und entdeckte da den Unterschied zwischen Luther und Macchiavelli, Paulus und Erasmus, der ja ewig gilt. Wir müssen in der Vorzeit nach Mächten der Wiedergeburt Ausschau halten, unsere Seele muß zu ihrer uranfänglichen Ursprünglichkeit, wie das der erste Korintherbrief sagt, zurückgeboren werden. Hingegen ist die humanistische »Renaissance« der Herren Michelet, Burckhardt, Gobineau eine gelehrte Mythologie, mit deren Hilfe die christliche Reformation Luthers und Calvins ausgeklammert werden sollte. So habe ich es 1906 gesehen. Jetzt hat es Julien Pebyre noch schärfer als »Erfindung« erklärt.¹

Die Homosexualität, der ewige Krieg, die Sklaverei, die Fleischschau des ach so wenig edlen Plato sind keine Themen einer Wiedergeburt. Sie führen zum Wiederverfall von Assur und Ninive. Die dürfen nicht wiederkehren! Wir bleiben also für das, was wiederkommen darf, Gott verantwortlich.

Diese Erfahrungen gingen sehr tief, weil sie mir an einem selber gewählten Stoff passierten. Ich bin an ihnen aus meiner Universitätsabgötterei erwacht. Als ich nach Heidelberg kam, mit 19 Jahren, gab ich mich nicht mehr den Professoren so hin wie bisher. In Heidelberg lehrten Windelband, Karl Hampe und Alfred Weber, und Max Webers Einfluß war allenthalben zu spüren. Die Sprach-

¹ »Comment Michelet inventa la Renaissance«, in Studi in onore di Luigi Luzzatto, Milan 1950. Ebenfalls ausführlich in meinem »Out of Revolution«, New York 1938, P. 199 ff, Neudruck 1964.

leugnung dieser und aller anderen Professoren, mit der einzigen Ausnahme des über achtzigjährigen Immanuel Bekker, stieß mich leidenschaftlich ab. Zu der Philosophie, der Geschichte und der Ökonomie oder Soziologie fühlte ich mich im schärfsten unversöhnlichen Gegensatz. Ich habe zwei Doktorgrade von Heidelberg erworben, in Jurisprudenz und in Geschichte, mit vierzehn Jahren Zwischenraum; ich sollte wohl zweimal die Probe aufs Exempel machen, denn meine maßlose Liebe für die Hochschule wäre sonst nicht umzubringen gewesen. Doch immer bin ich ein Außenseiter dieser Heidelberger Denkwelt geblieben, die so naiv selig vom Denken des einzelnen Menschen anhub und in das Denken des Individuums sich bis zum bitteren Ende verlief. Ich erfuhr natürlich die damit im notwendigen Zusammenhang stehende unmenschlich-sprachlose Behandlung. Meine Dissertation wurde für die beste erklärt, welche die juristische Fakultät seit Jahrzehnten gesehen, und sie betraf das unmittelbare Gebiet dreier Heidelberger Gelehrter. Aber doch habe ich mit keinem der Ordinarien je ein vernünftiges Wort gewechselt, wieder Bekker, der längst emeritiert war, ausgenommen.

Diesem sprachlichen Historismus, der Jesus einem charismatischen Typus und die preußischen Beamten einen Apparat nannte, war und blieb ich unzugänglich, gerade weil ich die Tonnenlasten von Akribie und Einzelwissen, die er aufhalste, weit reichlicher schleppte als der unbeteiligte Brotstudent. Immer stärker wuchsen der Name des Christentums und der Name des dreieinigen Gottes über mir auf. In meiner unbeschreiblichen Isolierung und Einsamkeit suchte ich Hansjakob, den katholischen Riesen in Freiburg, und den Franziskaner Franz auf dem Donarsberg bei Geismar, auf. Das waren flüchtige, aber eindringliche Begegnungen, in denen der Satz, daß das Wort Fleisch geworden sei, Nachdruck gewann. Prediger hatte ich seit der Sekunda werden wollen, und nur die praktisch viel stärkere Leidenschaft des sprachlich-historischen

Trieb hatte diesen Wunsch als bloßen Wunsch hinter sich gelassen. Aber ich muß diese Begegnungen trotzdem erwähnen, weil sie jedesmal einen abgesonderten Raum, eine Welt für sich eröffneten. Sprechen erstrebt gar nichts anderes erst einmal, als einzuräumen und abzustecken, was in Zeit und Raum fortan zusammenhängen soll. Der Kirchenraum als ein Raum für sich, als der notwendige Raum für sich, das war eine notwendige Erfahrung in einer Epoche, die naiv an eine »christliche Welt« glaubte.

Die zweite Erfahrung einer abgesonderten Welt für sich und einer künstlichen Zeit, nämlich des Dienstes immer gleichgestellter Uhr, erwies sich auf lange Sicht gesehen als noch wichtiger. Ich bin sechs Jahre Soldat gewesen. Der Sauherdenton des Kommiß hat mich beschädigt. Aber ich habe hier die Akte Befehl und Gehorsam tief in mich aufgenommen. Von Natur möchte ich gehorchen und befehlen und sicher beides gleich stark. Erst als Soldat aber kann man ganz begreifen, weshalb das ein und das selbe ist.

Wenn man sich aus diesen Grundverhältnissen von Gehorsam und Befehl herauslöst, wie die Heidelberger Ästheten und Intellektuellen und die ganze akademische Welt überall, dann verliert die Sprache ihren Sinn. Sie wird zum Mittel des Denkens. Deshalb schuf die Erfahrung beim Heer 1910 bis 1912 (ich schloß beide Übungen an das Dienstjahr an) in mir die Überzeugungskraft, ein Element des Dienstes dem Denken zurückzuerobern. 1911/12 warf ich den Heidelbergern, die sich über russische Revolutionäre und englische Settlements zuschauerhaft unterhielten, die freiwilligen Arbeitslager als deutsche Lösung entgegen. Denn bei uns gelte es, das Denken und das Wort zu erlösen, nicht wie in England gemeinsam Tee zu trinken.

Ich entwarf eine Denkschrift *Landfrieden*. Sie ist das Programm zu dem *Kampf um die Erwachsenenbildung* (Leipzig 1929) geworden. Sie hat im dritten Jahrzehnt

(1923/33) zu der trajektiven Form, zur festen Institution der Arbeitslager, geführt, wie sie dann von der Welt nachgeahmt oder verhunzt worden sind. Im »Dienst auf dem Planeten« habe ich 1965 davon erzählen dürfen.

Das letzte abschließende Ereignis des präjektiven Jahrzehnts war die Inspiration meines »Professorenbuchs«, *Königshaus und Stämme in Deutschland von 1014 bis 1250*, das ich 1914 nach dem Wort eines Freundes »wie ein Vulkan ausspie«. Auf seine Thesen hat sich in den folgenden Jahrzehnten die gesamte Forschung zubewegt. Für mich war es die erste Entdeckung des Konflikts zwischen Stämmen und Imperien¹, die ich damals an der Stelle entdeckte, wo unsere christlich-klassische Überlieferung sie fast völlig überklebt hatte: im deutschen Mittelalter. Stämme und Reiche schaffen verschiedene Raum- und Zeitgesetze; sie denken in anderen Spannen und zielen auf andere Spannen. Das Motiv des Werkes muß ich hierher setzen. Es ist das Wort des Sokrates an Krito im Gefängnis vor der Hinrichtung. Da ich es naiv griechisch druckte, wird es kaum jemand enträtselt haben: »Gesetz und Recht und Gerechtigkeit, das sind Worte, die so laut in meinem Innern dröhnen und widerhallen, daß ich vor ihrem Klang nichts anderes vernehmen kann.« Und ich setzte dazu Goethes Vers: »Wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war.«

Diese beiden Motti vor einem juristischen Buch werden dem Leser besser als meine Behauptung beweisen, daß »Sprache«, Hören und Sprechen, mein A und O war. Meine akademische Laufbahn war damit auf ihrem inneren Höhepunkt angelangt. Ich hatte ein geniales Buch geschrieben. Meine äußere Karriere hat das nur im Zickzack gespiegelt. Ich bin auf dies Buch hin erst 1923 auf

¹ Dazu nunmehr: Die Vollzahl der Zeiten, 1958, und Band II des Sprachwerkes 1964. 1965 hat man »Königshaus und Stämme« neu aufgelegt.

einen Lehrstuhl berufen worden, nachdem ich von 1913 bis 1923 der Universität fast ganz fern blieb. Innerlich aber endete meine akademische Laufbahn 1913/14 mit jenem Wälzer. Ich lernte nun, daß »genial« zu sein, das geringste ist. Mich riefen der Krieg, die Liebe und das Opfer.

In den nächsten zehn Jahren ging es um etwas anderes als um Lernen und Lehren. Nachdem ich doch Sprechen, Hören, Vernehmen entdeckt, ging es eben darum im Leben. Liebe, Freundschaft, Krieg und Revolution beriefen mich in neue Räume und Zeiten, Räume veränderter Weite, Zeiten gewandelten Zusammenhangs.

Ehe und Bruderschaft; nicht umsonst habe ich von ihnen in einer *Hochzeit des Krieges und der Revolution* betitelten Schrift 1920 Zeugnis abgelegt. Ein wichtiger Aspekt des Jahrzehnts waren unsere existentiellen Beziehungen zu Franz Rosenzweig. Da von ihnen öffentlich die Rede gewesen ist und noch ist, so will ich nun erst ein Wort von dieser Beziehung sagen, ehe ich zu dem eigenen Gang durch dies Jahrzehnt zurücklenke.

Franz Rosenzweig, in dessen Elternhaus ich als Einjährig-Freiwilliger viel verkehrt hatte und der ein paar Jahre älter war als ich, studierte bei mir in Leipzig Rechtsgeschichte.

Er stieß bei mir auf die eine felsenharte Tatsache, die er bis dahin den deutschen Professoren nicht geglaubt hatte, daß ich den menschlichen Geist für genau so ein bloßes Geschöpf hielt wie unsere Leiber. Er hielt alle sogenannten Christen für bloße Griechen und las das Wort des Neuen Testaments »Gott ist Geist« mit wahren Abscheu, weil er sah, wie die Akademiker aus diesem Satz die Platonische Ketzerei: Mein Geist ist Gott, unser Geist ist Gott, unsere Ideale sind Gott, usw. usw. gemacht hatten.

Wenn es aber auch nur einen deutschen Universitätslehrer gab, der das Beten für ebenso unmittelbar, nein, für viel

unmittelbarer und wahrer ansah als das bißchen Kathederdenken, der einem Geheiß mehr Kraft und Sinn zuschrieb als einem Begriff, dann gab es also in der Tat einen Sieg über das Griechentum mit dem Kommen Christi. Dann gab es also nicht nur Christentum als Kampf gegen das Judentum, sondern auch gegen die akademisch-platonische Welt bloßen Denkens. Dann mußte es aber für ihn, den Juden Rosenzweig, und mich, den Christen, eine gemeinsame Sprache geben und womöglich eine gemeinsame Geschichte.

Dies warf ihn in ein neues Amt, das erst künftig Juden und Deutschen ganz aufgehen wird. Er hielt seinen *Stern der Erlösung*, der ihn berühmt gemacht, immer für eine Erscheinung der *deutschen* Geschichte; und es ließ ihn eine neue gemeinsame Ordnung seiner und meiner Rede von mir annehmen, die neue Grammatik der Seelen, die zwar Verschiedenes zu sagen haben, aber deren Duette und Trios und Quartette und Symphonien erst den ganzen Gehalt der Wahrheit zusammen konzertieren. Jeder muß anders reden, zusammen erst gibt es Sinn: in der Musik weiß das jeder. Wir lernten es im Leben.

Franz Rosenzweig empfing von mir, wie er nicht müde geworden ist, sein ganzes Leben lang zu versichern, die Lehre vom Dich, das dem Ich vorhergeht. Er fügte sich aber nicht meinem eigenen Weg in die cruziverte Wirklichkeit; er trat mit seinem *Stern der Erlösung* in das Herz der Offenbarung und begründete eine dialektisch und in existentieller Antwort meine eigenen Sprachlehre erwidernde Lehre von der Sprache und ihrer Geschichte unter den Menschen. Es ist dieses Buch inzwischen ebenso berühmt geworden, wie es wenig gelesen wird. Es ist ein glühend subjektives, nur als Antwort auf mein Wort verständliches Bekenntnis. Es gibt also seit den Jahren 1913 bis 1923, die wir gemeinsam verbracht haben, eine doppelte Lehre von der Sprache; die eine ist die von mir vorgelegte und die andere ist die von Rosenzweig dialek-

tisch dazugesetzte. Alle künftige Lehre wird aber entweder christlich oder jüdisch oder heidnisch sich äußern. Die Sprache ist trinitär.

Die meine geht aus vom Kreuz der Wirklichkeit in der erlebten Zeit. Rosenzweig aber wurzelt in der Ewigkeit, wo Mensch, Gott, Welt auf ewig gleichen Bahnen erscheinen.

Es gibt noch eine dritte Lehre von der menschlichen Existenz und dem Sprechen. Sie wird vor allem von Martin Buber vertreten. Bei ihm steht das Ich dem Du voraus. Das zeigt sich schon im Titel seines *Ich und Du*. Und ebenso im Motto: »So habe ich endlich erharret aus allen Elementen deine Gegenwart.« Und so steht er als Idealist den Existentialisten wie Heidegger und Sartre, obwohl diese von der Sprache nichts wissen, am nächsten.¹

Es ist auch Bubers »eleusinisch-griechische« Sprachhaltung notwendig. Es wird fortan jeder Mensch mit dem christlichen Kreuz, mit der israelitischen Ewigkeit und dem gnostischen Genius vor dem Logos der Zeit sich zu rechtfertigen suchen. Und es ist recht und billig, daß die Eleusinier den »Griechen« unter uns, der akademischen Welt, am meisten zusagen. Zeit und Sprache gehen uns eben in dreifacher Weise auf, und das Jahrzehnt von 1913 bis 1923 war eben das Jahrzehnt dieses Aufganges. Alle drei Redeweisen werden fortan gepflegt werden müssen. So wie es immer den Geistlichen, den Geistigen und den barmherzigen Samariter gibt, als drei, die begeistert sind und doch in ganz verschiedener Weise, so wie es Priester, Professoren und Künstler geben muß, so muß es ewig und immer Moriah, Patmos, Eleusis geben, und Rosenzweig und ich, zusammen mit unseren Freunden vom Patmoskreis, sahen daher 1919 die Gründung dreier Verlage vor, die diese drei Namen tragen sollten. Es ist dann nur zum

¹ Vgl. hierzu »Dich und Mich. Lehre oder Mode?« (Das Geheimnis der Universität, 1958, S. 149 ff.).

Patmosverlag gekommen. Das Haus Schocken war einen Augenblick der Moriah-Verlag. Und die Kreaturgruppe nahm wohl Eleusis vorweg.

Das Wichtige ist dies: Für die Lehren von der Sprache und von der Zeit gibt es kein System im alten Sinne, gibt es keine alleinseligmachende Wahrheit. Trotzdem ist es notwendig, von ihnen beiden die Wahrheit zu sagen. Man kann das aber nur in der bestimmten Sprache, die dem Alpha, dem Omega oder der Mitte des Zeitstromes entspringt. Der französische Existentialist ist bloß Alpha, bloß ewiger Anfang seiner Zukunft. Das ist Eleusis, das ewige Kommen. »L'homme est un être projeté dans l'avenir« (Sartre). Die entgegengesetzte Sprache tönt vom Ende, aus der Ewigkeit eines Volkes von Priestern, des wahren Israel, welches eifersüchtig die Einheit aller Zeiten in Gott bewacht. Moriah, wo Abraham seinen Gott an seine Kinder und Kindeskinde abtrat, als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, symbolisiert jedes einzigen betenden Menschen Ewigkeitserfahrung. Patmos verkörpert den Mittelpunkt des Heute, an dem ein Stück ewigen Lebens in die Zeiten einbricht, als das die Zeiten und Räume neu einrichtende Kreuz der sich wandelnden Zeiten und der verwandelten Räume. In einem Gedicht »Die Tageszeiten des Glaubens« und in einem Essay »Die Jüdischen Antisemiten« (im »Geheimnis der Universität« S. 44 ff.) habe ich die künftigen Weltformen von Jude – Grieche – Christ beschrieben.

In höchster Subjektivität haben wir damals uns über diese zentralste Grundlage aller menschlichen Orientierung und Erleuchtung ausgesprochen. Offenbarung ist Orientierung, sagte ich Rosenzweig.¹ Daraus floß, daß du sprichst, weil dir Begeisterung neue Zeiten und Räume anbefiehlt.

Man nehme ein beliebiges Beispiel. »Europa ist« oder »Europa war« sind zwei Sätze, zwischen denen ein Ab-

¹ Briefe 1935, S. 676 ff.

grund klafft. Wer »Europa ist« sagt, muß für Europa eintreten. Wer »Europa war« sagt, muß in eine neue Länderordnung das alte Europa hinüberretten. Die beiden Sätze sind also nicht Aussagesätze, sondern sind selber Schritte nach entgegengesetzter Richtung. Wir stellen Zeit und Raum her. Zeiten und Räume entstehen erst, indem wir sprechen. Aber sie entstehen unweigerlich. Damit ich diese neue Verantwortung jedes Wortführers, ob schreibend oder denkend, ertragen konnte, mußte ich in meinem Innern für ein ganz neues Koordinatensystem der Geschichte und der Geographie Platz schaffen.

Die Jahre an der Front 1914 bis 1917 schenken mir diese Durchrüttlung, wie ich mit zwei einfachen Beispielen belegen möchte: 1915, vom Bewegungskrieg aufwachend, entwarf ich die Reden einer imaginären »Ritterschaft St. Georgs«, in denen bereits das Kreuz der Wirklichkeit die Form bestimmte. Die Adresse aber und die Unterredner waren – die Kriegsteilnehmer aller Länder. »Frontsoldaten aller Länder, vereinigt euch«, könnte ich es heut banal nennen.² Das Manuskript riß mich also in den tragenden Zukunftsraum, in dem wir – nach dem zweiten Weltkrieg weiß es jeder – eben kraft der Weltkriege – weilen.

1917 ging mir – immer im Felde – die Korrespondenz der europäischen Großmächte in ihren Revolutionen auf. Hier eroberte ich die Zeiteinheit zurück, Jahrtausend um Jahrtausend, welche der Protestantismus und die Aufklärung zerstört haben. Der Bruch des Geschichtsbildes durch die Renaissance und die Reformation war damit geheilt. Houston Stewart Chamberlain und Spengler, aber vor allem Rudolf Sohm, haben darum auch gerungen. Durch die wirkliche Sprache der Revolution konnte ich mich überzeugen, daß von Gregor VII. bis zu Lenin immer weitergesprochen worden ist. Wenn aber das letzte Jahr-

² Die Sprache des Menschengeschlechts II, 1964, S. 15 ff.

tausend engmaschig liegt und von 1100 bis 1917 in atemberaubender Spannung abläuft, dann fallen Griechen- und Römertum aus der Renaissance in ihre eigene vorchristliche Zeit zurück. Die moderne Naturwissenschaft kann dann als Frucht der christlichen Ära erkannt werden statt als ein Geschenk der Hellenen.

Ich konzepte die Revolutionssymphonie am 1. Februar 1917 als genauer Zeitgenosse der russischen Revolution. Deshalb hat mir ein bolschewistischer Russe 1948 aus Rußland bestätigt, daß jedes Wort des Buches (es erschien 1931) noch heute und erst heute wahr ist. Spengler empfing sein Buch 1911. Unsere sechs Jahre Differenz sind in Wahrheit 120 Jahre auseinander.

Aber an diesem Punkt traf das Schreiben und Sprechen und Korrespondieren über die nächste Weltzeit und den nächsten Weltraum auch auf die irdische Existenz dessen, der alle diese schönen Blüenträume aus seinem verliebten Herzen und leidenden Gewissen und erregten Geist und eifrigen Händen aufsteigen ließ.

Fünf Jahre, nachdem ich angefangen hatte, mich zunächst einem einzigen Gegenspieler, Franz Rosenzweig, anzuvertrauen – er datierte sein neues Leben von diesem Gespräch, das er als Student in Leipzig 1913 mit mir führte –, drei Jahre nach dem »Kriegsteilnehmer aller Länder, vereinigt euch«, ein Jahr nach der Konzeption der *Europäischen Revolutionen* –, war ich ja immer noch Privatdozent einer deutschen Universität und Reserveoffizier im Felde und Sachverständiger für Staatslehre. Ging mich also alles dies, was ich da sprach und behauptete, gar nichts an?

Zunächst boten mir die drei Hallen der Vorkriegszeit, in denen ich mich geborgen hatte, Universität, Kirche, Heeresstaat, am Ende des Krieges eine blitzartige Karriere an. Glücklicherweise kamen sie in so dramatischer Zuspitzung auf mich zu, daß ich diese schwersten Versuchungen meines Lebens bestand.

Am 8. November 1918 stand ich auf dem Umsteigebahnhof von Wabern, um aus dem Lazarett ins »Leben« zu fahren. Da war ein Telegramm von Rudolf Breitscheid, der unter mir Landsturmmann gewesen war, ob ich als Unterstaatssekretär die neue Verfassung aufzeichnen wolle, ein Brief von Carl Muth, dem Herausgeber des »Hochland«, daß dieses katholische Organ mein *Siegfrieds Tod* als Leitartikel im Novemberheft gebracht habe; ich allein habe die Zeichen der Zeit erfaßt, und der Weg zum Hochland sei offen. Hier war ein heißer Wunsch meines Herzens erfüllt: von katholischer Seite war meine Rechtgläubigkeit anerkannt. Schließlich hatte ich die Zusicherung der Universität Leipzig, daß mein Kriegsdienst vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges mir bei der Erlangung einer Professur sicher nicht im Weg stehen solle. Und der Meister Rudolf Sohm hatte mein *Königshaus und Stämme* in seinem letzten Werk in die Sukzession der Forschung rühmend aufgenommen.

Da stand ich also mit meiner tapferen Frau zwischen drei Himmelsrichtungen: Bayern, Preußen, Sachsen, Kirche, Staat, Wissenschaft. Und doch waren alle diese Himmel ja in den abgelaufenen fünf Jahren bereits von mir aufgegeben worden. So sagten wir also dreimal nein, fuhren in die Garnison und ließen die 17jährigen Meuterer erst einmal die Pferde füttern. Dann ging es in den großen Tunnel, von dem nur feststand, wohin er nicht führte: er durfte in keine der drei vom Weltkrieg gerichteten Räume und Zeiten zurückführen. Die Nation, die Gegenreformation, die Renaissance, also der Raum und die Zeit der letzten vierhundertfünfzig Jahre konnten nicht in Betracht kommen für ein vom Anruf der Revolution und des Weltkrieges, des Verfalls des Abendlandes und der Not der Arbeit in mir aufgewachtes Gewissen.

In *Europa und die Christenheit* sprach ich diesen Abschied noch aus: daß weder Europa, noch die Spaltung in Rom und Wittenberg, noch der nationale Mythos Zukunft hät-

ten, daß aber das Kreuz ungebrochen stehen bleibe über einer neu eingeteilten Ökumene, für Russen und Amerikaner und Europäer, für Sem, Ham und Japhet.

Ich hatte die Genugtuung, daß ein gut katholischer Verlag diese Schrift des Protestanten 1919 verlegte. Dann aber waren der Worte genug gewechselt. Das, was ich gesagt, wollte nun bewährt werden, und es mußte sich zeigen, ob ich all das nur gedacht oder wirklich gelebt hatte. Das geniale Leben hatte ich voll ausgelebt. Nun kam es auf etwas Wichtigeres an als auf Genie.

Konnte mir mein eigenes Wort noch zu einer neuen Existenz verhelfen? Ich verließ die Universität; ich mied die Politik; ich wurde nicht katholisch. Den Daimlerwerken in Stuttgart, wo gerade 18 000 Arbeiter streikten, bot ich meine Dienste an.

Vom Gebot einer neuen Zeit- und Raumeinteilung war ich befallen. Und unter dies Gebot neuer Zeit und neuen Raumes trat ich selber. Es kam darauf an, das abgebrochene Gespräch unter den Menschen wieder in Gang zu setzen. Die Untersuchungen zur Lebensarbeit in der Industrie, zur Ausgliederung der Werkstätten, zur Erfassung des Betriebs, entsprangen aus einer neuen Lage. Sie führte mich dreimal in die Nöte wahrer Arbeitslosigkeit. Und der Arbeitslose scheint mir der menschliche Mittelpunkt aller sozialen Fragen unserer Zeit. Mit den Fabrikanten und Ingenieuren in der Fabrik, aber auch mit den geistigen Freunden, mit Ernst Michel, mit Richard Koch, mit Werner Picht, mit Joseph Wittig, mit Carl Dietrich von Trotha habe ich öffentlich Duett gesungen. Schon 1919 erschienen Leo Weismantel und ich vor dem Bischof von Würzburg und den Studenten in einem »Gespräch vor Zeugen«, wie das Programm erklärte.

Nun ist daran festzuhalten, daß 1913 bis 1923 die zweite Sprachwelle, die der Mitteilung oder des Subjektes, verkörperte. Das war maßgebend für den Erfolg und Mißerfolg unserer Handlungen. Wo sie Mitteilung waren,

waren sie erfolgreich. Wo sie aber schon Trajekte oder Objekte gestalten wollten, das heißt Institutionen der neuen Erkenntnis oder abstrakte Lehren, da gingen sie zugrunde. So ging es vor allem 1921 meinem Versuch, die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt durch einen wirklichen Lehrkörper miteinander sprechender Lehrer auf die Grundlage des Gespräches zu gründen. Die Arbeiter wollten noch Wissen als Macht. Und die akademische Welt hat ja bis auf den heutigen Tag nie Zeit gefunden, erst einmal Jahre für die Erzeugung eines Lehrkörpers zu opfern. Da wird immerzu reformiert, am Lehrplan, an den Studenten, als ob unreformierte Lehrer reformieren könnten. Nein, eine auf unsere Erschütterung ansprechende Institution kam erst nach 1923 zustande. Das trajektive Jahrzehnt mußte aus dem subjektiven herauswachsen. Es gibt eine Fruchtfolge und eine Reihenfolge der Erlebnisstufen, die unabänderlich ist. Deshalb war mein Plan für die Akademie der Arbeit verfrüht. Unser Erlebnis war noch nicht erlebt genug. Die subjektive Mitteilung allein versprach Erfolg.

Alles im heutigen Denken verschwört sich, um das Subjektive als bloße »Ich«-form erscheinen zu lassen. Es kann daher nicht energisch genug betont werden, daß im Subjektiven die Mitteilung und der Ausdruck aus uns herausgepreßt werden, weil dies der Weg ist, auf dem wir der Ereignisse innwerden sollen.

Jede Ausrufung einer neuen Bestimmung der Menschen muß also im Mitteilen die Beteiligten sich gegenseitig bestimmen lassen. Die Schwierigkeit mit den »Denkern« der abgelaufenen Renaissance-Jahrhunderte liegt darin, daß sie ihr »ich aber sage«, »ich aber habe dies gemalt«, »ich denke«, aus der Zeitfolge derer, die vor ihnen und nach ihnen, zu ihnen und mit ihnen schrieben und dachten, entwurzeln wollten. Wenn Descartes sagte: Ich denke, also bin ich, so wäre das ein völlig sinnloser Satz, falls er außerhalb der »Geistesgeschichte« auftauchte. Descartes'

Satz ist unlesbar, solange wir den entscheidenden Vordersatz weglassen: »Ich aber sage.« Leidenschaftlich wendet sich Descartes in seinem *Discours de la méthode* gegen die Irrtümer seiner Jugend. Sein »Aber« ist eine Lösung vom schweren Druck der Konfusion. Es ist ein »Endlich«, ein »Heureka«, welches seiner neuen Lehre ihre Würde und ihren Sinn verleiht. Und eben deshalb ist Descartes' höchste Subjektivität nur deshalb von Bedeutung geworden, weil sie Mitteilung war.

Das sogenannte »transzendente Ich« ist ein Konzert vieler sich gegenseitig anfallender und überzeugender Geister. Das Reich der Iche, dieser lyrische Freundschafts-erguß, hat niemals den einzelnen, aber immer die ewige Sehnsucht der einzelnen, sich mitzuteilen, zum Inhalt. Selbst *Der Einzige und sein Eigentum* (von Max Stirner) ist ein Buch, und das heißt eine Mitteilung an Brüder.

Es ist nicht Pedanterie, daß ich diese Veränderung in der Bewertung des Subjekts vom Leser fordere. – Es ist die zentrale Bewegung, mit der wir hinter uns selber treten müssen, um zu wissen, was wir denn tun, wenn wir sprechen oder denken. Die meisten Akademiker denken, daß sie mit sich allein sind, wenn sie sagen: Ich denke.

Nie sind sie es weniger als in dieser Denklage. Der, der ich sagt, schreit um Gehör, Liebe, Verständnis, Macht. Eben daher aber erschöpft sich eines Tages diese, die bloß subjektive Situation. Wäre das Ich ein unmittelbares »Selbst«, so bliebe es immer derselbe. Da wir aber als Iche genau das Gegenteil vom Selbst sind, nämlich »Diche«, die ein Gott auffordert zu sagen, was Dich leiden macht, so wird Dich Deine Periode der subjektiven Veränderung verändern und verwandeln. Wer wie ich erst durch Mitteilungen durch zehn subjektive Jahre aus einem »Dich« zum Ich wurde, kann andererseits auch bei dem bloßen Ich nicht stehenbleiben.

Die Mitteilungen erschöpfen sich, je besser sie gelingen. Bis 1923 waren mir von den Weggenossen die entschei-

denden Aufklärungen über mich selber und über die Welt widerfahren. Die moderne Welt der Wissenschaft will nicht wahr haben, daß Essen satt macht. Sie scheint anzunehmen, das Essen und das Denken und das Schreiben und das Wissen gingen in sich selber endlos fort. Aber jede einzige Tätigkeit strebt nach Erfüllung, damit wir zur nächsten fortgehen können. Wir werden aufgerufen, damit wir sprechen. Und wir sprechen, damit wir handeln können. Die Zerreißung in ein ewiges Subjekt und ein ewiges Objekt kann ich nur als Aberglauben ansehen.

Das Subjekt selber hört auf, Subjekt zu sein, und wird Trajekt, wenn die Mitteilung aufhört und das Wirken beginnt. Und weil zu jeder Form menschlicher Wortwerdung Zeit gehört und Zeit gebildet werden muß, so entstand ein Zeitkrper für das Wirken von wieder ungefähr einem Jahrzehnt, in dem mein Du von 1902 und mein Ich von 1912 sich fortpflanzen konnten in ein Wir.

Die grundlegende Erschütterung wurde hier denen übermittelt, die nicht selber erschüttert worden waren, weil sie 1918 noch nicht mündig waren. Das Trajekt ist dafür verantwortlich, daß ein Erlebnis vererbt werde statt nur mitgeteilt.

Wie konnte es aber zu einem solchen »Zeitkrper« kommen, wo doch von 1923 bis 1929 alle Welt den ersten Weltkrieg und die Weltrevolution zu »verdrängen« suchte? Das offizielle Deutschland wie das offizielle Amerika und das offizielle Frankreich usw. lebten nach der Stabilisierung der Währungen auf Pump, auf geliehener Zeit dahin. Sie lebten nicht nach dem ersten Weltkrieg, sondern noch einmal vor ihm. Aus diesem Grund mußte die Sache ja zweimal durchexerziert werden. Deshalb legte sich mir diese »Rückwärts gelebte Zeit« (»Die Kreatur« 1929, *Die rückwärts gelebte Zeit* S. 101–117) so schwer auf die Seele, daß ich sie in einem Aufsatz beschrieb.¹ Es

¹ Neudruck in Bd. II der »Sprache des Menschengeschlechts«, 1964, S. 178 ff.

empfiehlt sich, diese Verdrängung jener Zeit, die weiterging, durch die Zeit, die sich zurückbog, an einem großen Beispiel herauszustellen. Denn, daß eine Zeit sich so spalten kann, wie es zwischen den Weltkriegen geschah, wenn die Masse rückwärts preßt und der Nächsten Atem noch nicht die Oberfläche erreicht, ist ein großartiger Anschauunterricht in »Zeit«.

Die offizielle Welt war 1923 wieder bei der Goldwährung von 1914 angelangt. Wer die einzige Währung in dem Glauben sah, den sprechende Menschen verdienten, war mit seinem »Kreditsystem« nicht in dieser Welt.

Das Beispiel, an dem ich das verdeutlichen möchte, ist der offiziellste Theologe der Zwischenzeit zwischen den Kriegen, der Schweizer Karl Barth, und sein Konflikt mit dem Patmoskreis und mir persönlich.

Im ersten überwältigenden Anprall des Weltunglücks erlaubte Karl Barth uns, seinen Vortrag *Der Christ in der Gesellschaft* 1920 als eines der Bücher vom Kreuzweg in dem johanneisch gemeinten »Patmos« zu drucken.

Bald stellte sich heraus, daß Barth von dem heilsgeschichtlichen Johannes im Sinne der großartigen Messe des 26. Dezember nichts wissen wollte, sondern im zweiten Jahrtausend mit seiner abstrakten akademischen Theologie stehenblieb. Johannes wußte, daß das Wort Fleisch werden muß. Und deshalb erlaubte ihm Jesus, von der sichtbaren Kirche unabhängig zu wirken. Barth wußte nur, daß es Kirche und Universität gab, und suchte vom Pfarrer zum Professor der Theologie zu werden. Für uns hatten eben diese beiden Gebäude und Einrichtungen ihre Vertrauenswürdigkeit eingebüßt. Ihr Kredit schien uns erschöpft. Ihre Währung war papieren. Unsere Frage war: wie wird der Mensch glaubwürdig? Barths Frage blieb: was lehrt die Kirche?

Wir hatten den Weltkrieg erlebt, er nicht. Das ist nicht als Tadel gegen Barth gemeint. Wir werden sehen, daß er eine glänzende Leistung aufzuweisen hat. Aber vom Er-

lebnis sollten wir allerdings nur sprechen, wenn unser Denken eine neue Datierung erfährt. Barth beschäftigte sich mit dem Weltkrieg wie mit anderen Weltereignissen. Uns gab der Weltkrieg eine neue Marschroute, eine neue Zeitrechnung, eine Abkehr von Theologie und Philosophie aus Gehorsam gegen den Weg des Heils. Das Unheil wurde für uns *maßgebend*; für Barth blieb es ein Thema, ein objektiver Gegenstand. Ich besuchte Karl Barth in Safenwil im Aargau. Das war das Stammdorf der Familie meiner Frau, und er amtierte in der verödeten Gemeinde als reformierter Pfarrer. Da kam denn der Gegensatz zur Sprache. Daß die Universität, auf die er damals zielte und die ich mir aus dem Herzen gerissen, nach Hans Ehrenbergs großartigem Wort von 1870 ab in babylonischer Gefangenschaft schmachtete (so wie die Kirche in Avignon), klang ihm absurd. Daß wir einen neuen Anfang erlebten, der eine endlose Zukunft eröffnete, ein drittes Jahrtausend, widersprach seiner These, daß die Offenbarung ein für allemal abgeschlossen sei. Daß wir den Menschen, die nicht mehr auf die Kirche hörten, weder theologisch noch philosophisch kommen dürften, verstand er einfach nicht. Denn das Unheil der »Fächer« und Schubfächer des Denkens plagte ihn nicht. Die Wahrheit, daß die seit 1125 herrschende Idee einer »Theologie« ausgelaugt war, hätte sein Lebenswerk vernichtet. Er hat ja inzwischen die Lehre Calvins wieder mit der Väterlehre verknüpft und so die Theologie restauriert; Politik und Kirche aber waren für ihn damals Welten, die sich so wenig wie möglich berühren sollten.

Wir nahmen diese seine Züchtigung der Liberalen als schon geschehen. Mich besonders plagten ja keine Glaubenszweifel. Die katholische Lehre der Väter war der selbstverständliche Ausgangspunkt für mein Denken. Er entdeckte sie erst wieder. Ich fragte nur: was dann? Wie kann unser ganzes Leben so liturgisch werden, daß, wenn wir diese Wahrheit aussprechen, sie auch *glaubwürdig klingt*?

Er fragte: Was ist das Wort? Wir: Wie wird das Wort wieder wirksam? Er rief die Liberalen zur Ordnung, weil sie die gesunde Lehre zugunsten des neuesten Ohrenschmauses aufgegeben hatten. Wir gingen davon aus, daß man nicht rückwärts leben kann. Die Ohren, die einmal gegen die gesunde Lehre taub geworden sind, können niemals durch die bloße Wiederherstellung der Lehre erlebnisfähig werden.

Karl Barth ist ein griechischer systematischer Denker. Die glänzendste Kritik Barths hat Rosenzweig gegeben (Brief an Martin Buber, *Briefe* S. 469). Wir wollten Samariterdenken, Sprechen aus der Gelegenheit und Not der Stunde, zur Gleichberechtigung mit den Systemen aufsteigen sehen. Ernst Michel hat dies Anliegen des existentiellen Dialogismus neuerdings in seinem *Partner Gottes* wunderschön ausgesprochen.

Barth hat seine chemisch reine Haltung als Theologe durch seine Bannflüche gegen den Antichrist Hitler nach 1933 ergänzt. Sein Mut, dies in Basel direkt unter Hitlers Kanonen zu tun, war wahrhaft makabäisch. So hat er das Griechische im Denken, das Alttestamentliche im Charakter. Der Samariter aber ist weder ein makabäischer Kämpfer noch ein griechischer Systematiker. Er ist ein schwächer Mensch, in dem Gott stark werden kann, wenn Not am Mann ist.

So stießen in Safenwil zwei Weltalter aufeinander. Barth ist von Etienne Gilson darauf hingewiesen worden, daß er Denker, die weder Theologen noch Philosophen sind, nicht sehen könne. Gilson hat gezeigt, daß Barth Anselm von Canterbury Gewalt antue, weil Anselm eben zu einer Zeit nach dem verlorenen Gottesglauben seiner Beichtkinder suchte, als Abailard den Begriff einer Theologie noch nicht aufgestellt hatte. Anselm starb 1107, Abailard prägte den neuen Ausdruck 1125. Diese befreiende Entdeckung entmündigt, »exauctorisiert« ein Idol. Sie steht bei Paré, Brunet, Termblay, *La Renaissance du XII^e siècle*, Ottawa

et Paris 1934, S. 307 ff. Barth aber muß Anselm für einen Theologen ansehen. – Meine Existenz mißbilligte er oder nahm sie gar nicht wahr. Die Position, in die ich mich geworfen fand, existiert bis heute für ihn nicht. Welche Lehre für die Ungleichzeitigkeit von Zeitgenossen! Dieselben Worte redeten wir, und sie bezogen sich bei ihm auf die Vergangenheit, bei mir auf die Zukunft. Eben deshalb war es berechtigt, daß Barth der offiziellste Vertreter der christlichen Theologie wurde, die sich zwischen den beiden Weltkriegen noch einmal auf sich besann.

Ich hingegen mußte nun der bloßen Mitteilung entsagen. 1923 begann das dritte, trajektive Jahrzehnt der Institution, der *Arbeitslager* für Arbeiter, Studenten und Bauern. Hier kam es zur geschichtlichen Erfahrung des »Wir«.

Die Arbeitslager, wie sie 1911/12 als Landfrieden geträumt, im Krieg als Mannschaftshaus meiner Division versucht worden waren, dürfen nicht als Blüten der Hochkonjunktur zwischen 1923 und 1929 mißdeutet werden. Wir verwirklichten diese gemischten Lager zu einer Zeit, als es keine Arbeitslosigkeit gab und als die Arbeiterbewegung so gut wie die Universität sich großspurig für selbstgenügsam hielten. Unser Erlebnis setzte sich also im denkbar ungeeignetsten Augenblick durch, nicht weil die Welt danach verlangte, sondern weil alle Beteiligten Sehnsucht nach einer anderen Welt verspüren konnten. Die echte Institution trotz der Konjunktur. Sie ist nicht zeitgemäß, sondern meistert die Zeit. Schließlich muß doch immer ein Träger da sein, der Konjunkturen überlebt und durchlebt, gute Zeiten sowohl als böse Zeiten. Und dieses ganze Kapitel handelt ja von der Schöpfungsgeschichte solcher Träger, die, den Jahreszeiten und Konjunkturen ausgesetzt, diese überdauern. Deshalb wurzeln die Arbeitslager in einer Schicht, die tiefer liegt als der Lauf der Jahre, in denen sie ans Licht traten. Das akademische Denken ist verliebt in Geschichtsdaten und schreibt dem Ge-

schichtsdatum eine beherrschende Bedeutung zu. Ich bin genügend Historiker, um diese Verliebtheit zu teilen, und schon als Knabe verfertigte ich lange synchronistische Tabellen, um zu sehen, was alles gleichzeitig passiert sei. Aber dies Spiel der Knaben muß doch mit dem Ernst von Männern kritisiert werden, die unterscheiden zwischen »weil« und »obgleich«. Der Humanismus, dem nichts Menschliches fremd ist, kann diesen Unterschied zwischen weil und trotzdem nicht machen. Die Arbeitslager entstanden, obwohl Hochkonjunktur war, weil wir die Notzeiten nicht vergessen hatten und nicht vergessen wollten. Sie entstanden nicht, weil Hochkonjunktur war! Dann kamen¹ die Notzeiten wieder, und alsdann wurden die Rhythmen unserer Lager wie ein Gottesgeschenk aufgegriffen und von den reinen Notlagern der Krisenzeit nachgeahmt. Rolf Gardiner hat vor allem unermüdlich den eigenartigen Rhythmus der Lager artikuliert, in dem Ebbe und Flut der Wochen der geistigen Mitteilung und der beseelten Verkörperung unerschöpfliches Leben ordnen. Indem die Lager einen Wechsel zwischen Leib, Seele, Geist achten lehrten, machten sie das Geheimnis, wie das Wort Fleisch wird, wieder offenkundig. Und deshalb sind sie die dem Wort zugeordnete Institution der Erneuerung. Sie sind der Feiertag eines Menschengeschlechtes, das sowohl den Sabbat wie den Sonntag, die Kirchenfeste und die Volksfeste im Anprall der Maschine verlernt hat und das sich doch wieder vor seinem Schöpfer ebenbildlich darstellen und begeistert niederwerfen muß.

Der Kreisauer Kreis von 1940 bis 1945 ist die schönste Frucht der Arbeitslager.¹ Helmuth James von Moltke und Horst von Einsiedel wären ohne sie der Nazizeit nicht vorausgewesen. Es ist die Leistung des Kreisauer Kreises,

¹ Über beides vgl. Ger van Roon: »Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung«, München 1967.

daß er das Intermezzo Hitlers als Intermezzo begriff. Von 1918 an hatte ich selber Hitler erwartet, also noch bevor er selber um sich wußte. Als das objektiv enteignende Jahrzehnt kam, konnte ich daher schwarz auf weiß bei mir selber meine Zukunft nachlesen.

Was hat nun die Prophezeiung des Unheils und der Zukunft hinter Hitler mit dieser Frage der Sprache und der Zeit über vier Jahrzehnte zu schaffen? Dies vierte Jahrzehnt »entäußerte« mich. Mußte es also nicht gerade deshalb schon vorher sprachlich ausgedrückt worden sein?

Wir haben bisher die bloße Reihenfolge der vier Akte erlebt, aber die Quadrigenialehre vom Fluten der Erschütterung hat noch eine andere Seite. Wie können denn vier Jahrzehnte Akte eines Dramas sein, wenn keine Scharniere sie zusammenhalten? In jedem Akte muß die Einheit des Gesamtvorganges erhalten bleiben. Es soll doch etwas Durchgreifendes geschehen sein.

Als Memento, daß ein Ganzes vorgeht, gibt es verschiedene Sprachakte; eines ist das *Versagen*, der Fehlschlag, wenn zu früh oder zu spät gehandelt wird, ein anderes ist die *Prophezeiung*, die von vornherein den Blick über das Unglück und die Hindernisse hinweg hebt, ein drittes der *Segen* statt des Fluches, der vom Ende das Geschehen umgreift: wie es auch ist, das Leben, es ist gut.

Alle drei zusammen erheben Zufall zu Sinn, Sünde zu Salz und Fluch zu Segen. Sie einen die Abschnitte, die sonst abgeschnittenen Zeitteile.

Ein Beispiel: die neue Art, miteinander zu sprechen, war unsere Sehnsucht. Ich ergriff die Gelegenheit der Akademie der Arbeit. Sie scheiterte. Aber heißt das, daß ich nicht hätte wagen müssen? Ein Hundsfott, wer es nicht versucht hätte.

Auch das Schreiben einer Sprachlehre, erst 1916, dann 1924, war beides in einem: verfehlt und richtig. Gott sei Dank, daß ich sie schrieb, als ich sie schrieb. Aber auch wohl zu beachten, daß sie bis heute total unbekannt ge-

blieben ist.¹ Und die meisten Leute würden daraus beweisen, daß es ein verfehler Schritt, ein Fehlschlag war. Dem ist nicht so. Denn wir sollen zwar Gott nicht versuchen; auch beten wir, daß Gott uns nicht versuchen möge. Aber die Menschen sollen und müssen wir suchen. Diese Suche ist aber gar keine, wenn sie nicht ebensooft irrt, wie sie findet. Ein garantierter Erfolg ist gar kein Erfolg. Es erfolgt dann nämlich nichts.

So bilden also *Fehlschläge* das eine Scharnier durch die Zeit, sie sind jenes »bis«, jenes »und« und »doch«, welches das Unbeachtetste und Eigentümlichste der Sprache ist. Das Wort »und« heißt eigentlich *bis*, bis hin. Eine Schrift über das Wort »und« hat mir heiß seit meiner Schulzeit vorgeschwebt. Denn selbst der Rationalist und der Skeptiker, der Semantiker und alle anderen Verächter der Sprache leben einzig von der Gnade des Und. Nur dadurch ist die Wirklichkeit immer noch weiter und wirksamer als alle ihre Gedanken, daß es gelingt: »Und« zu sagen, das heißt noch etwas einstweilen Ungereimtes hinzuzufügen. Die Fehlschläge sind das Ungereimte, das verlangt, gereimt zu werden. Und am Ende geschieht es. Wir versagen nur vorläufig, schließlich sind wir sagbar.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, die Zeiten zu verzahnen. Dies Scharnier ist zwar allgemein bekannt, aber unter einem Namen, der dem Volk nicht mehr selbstverständlich klingt. Diese Sprechweise bindet den ersten und die letzten Augenblicke einer Zeitrechnung zusammen. Ja, eine Ära kann sich ohne sie gar nicht bilden. Sie ist eine Urkraft des Ausdrucks. Ach, sie gilt als Kuriosität. Dabei ist sie gemein wie Luft, Wasser, Feuer und Erde. Sie ist elementar. Ich meine natürlich die *Prophetie*. »Tief innen ist jeder Mensch prophetisch«, hat Ricarda Huch ausgerufen (*Alte und Neue Götter*, 1930, S. 124). Aber wer glaubt

¹ Neudruck in Bd. I der »Sprache des Menschengeschlechts«, 1963, S. 739 ff.

denn das? Ja, weshalb prophezeit dann nicht jeder? – wird gefragt. Weil die Menschen sich selber diese Zunge ausschneiden, ist die Antwort. Jeder kann prophezeien.

Weil ich 1918 allen meinen Rechten entsagte, konnte ich prophezeien, Hitler und Nachhitler, Rußlands und Amerikas Bestimmung sagte ich an, bevor Hitler von sich selber wußte. Die jüdische Frage formulierte ich auch 1919 als Schicksalsfrage der Seele eines entstaatlichten deutschen Volkstums. Und ich griff zu den außergriechischen Denkformen von Geburt und Tod, Hochzeit und Tochter, um aus dem griechischen Käfig der mechanischen Ursachen zu entspringen. *Die Hochzeit des Krieges und der Revolution* ist mir als Titel fast von niemandem abgenommen worden. Und doch war er das Wesentliche, ebenso wie die Titel: *Siegfrieds Tod, Die Tochter, Der Selbstmord Europas, Der Kreuzzug des Sternenbanners, Menschheit und Menschengeschlecht* lauter außerakademische Wirklichkeiten ansprachen.

Daß ich prophezeien konnte, ist nichts Außerordentliches. Die prophetische Gabe ist nur die Kraft, schon von Anfang an ein Totalerlebnis zu umklammern. Wohl wird es aus seelischer Erschütterung eines Tages geistige Mitteilung, kulturelle Einrichtung und Naturtatsache werden; aber es ist ja ein einziges Ereignis von Anfang an, und die Abwandlungen ändern daran nichts. Der Prophet hat die Kraft, dem tieferen und bleibenderen Eindruck standzuhalten, der nicht in der Gehirnrinde spezialisiert, sondern in der Quadrigemina konzentriert ist (dies als bloß vorläufige Hypothese gebraucht: aber die Quadrigemina ist ein primitives Einfallstor für den erschütternden Reiz, die Gehirnrinde ein hochspezialisiertes Organ der retardierenden Weiterverarbeitung).

Was allerdings Prophetie ist, muß noch festgestellt werden. Es ist nicht ein Voraussagen des Wetters oder der Schwarzhandelspreise. Da der Prophet die Einheit eines eben einsetzenden Ereignisses durch die Zeiten ausspricht,

so muß er jene Widerstände und Verzögerungen durch das Gehirn selber mitvorhersagen. *Alle Propheten prophezeien erst Unheil*, bevor das Sinnvolle des Ereignisses klar werden darf. Ich prophezeite Hitler und meinen eigenen Ruin, bevor die Deutschen aus einer Staatsnation zu einer Erziehungsnation würden werden können. Die Prophetie überbrückt jenes immer furchterregende Zeitalter, in dem der Geist enteignet und entäußert wird. Enteignung und Prophetie halten sich die Waage!

»Tief innen ist jeder Mensch prophetisch.« Die Zukunft muß nämlich verheißen werden, um überhaupt Sinn zu haben. Nur selten sind wir frei, in unseren uns alle verbindenden tieferen Wasserspiegel der Prophetie zu tauchen. Wer pensionsberechtigt bleiben will, kann es nicht. Ich kann heute nicht prophezeien, denn ich habe Besitzungen. Es war 1918 die Entkleidung von allem Rang und allem Eigentum, die mich hören ließ. Dann und nur dann fallen die Scheuklappen, um das allen angebotene prophetische Wort zu vernehmen.

Die Prophetie ist eine Grundtatsache unserer vernünftigen Existenz. Sie ist viel nötiger und viel vernünftiger als die doppelte Buchführung oder die Philosophie. Was ist denn vernünftig? Das, was ein einzelner mit Wirkung für das Menschengeschlecht vernehmen kann. Wer vernünftig ist, wird bestimmt durch die Frage, was zur Vererbung erworbener Eigenschaften gehöre. Denn die Überlieferung erworbener Eigenschaften und die Überimpfung gemachter Erfahrungen gibt unserem Leben seinen Sinn.

Alles, was dazu führt, ist vernünftig. Alles, was dies verhindert, ist sinnlos. Wenn die Denker die Prophetie unverständlich finden, so sind sie selber unvernünftig. Denn sie selber wollen doch Eindruck machen und ein Ereignis darstellen. Sogar der Denker muß prophezeit sein, bevor ihm irgendeiner Glauben schenken kann.

Wir leben in einer grausigen Zeit, in der das Vernünftigste von den Verständigen als Mystik abgetan wird. Aber alle

Arbeitsteilung und alle Friedensschlüsse beruhen auf Prophetien, auf opfervollen Fehlschlägen, auf der schalltoten Zone, bevor die Zeit erfüllt ist, auf dem windsbrautartigen Sturm der gemeinen Natur gegen den neuen Namen, kurz auf einer Reihe vernunftgemäßer Akte der Seelen. Sie werden heute samt und sonders belächelt. Und so gibt es keinen Frieden und nur unpersönliche Massen. Die Akademiker haben diesen Wandel vom Geheiß und der Verheißung zur Statistik geleugnet; sie lassen nur den Endzustand als rational gelten. Millionen versuchen heute in irgendeinem Stadium auf dem Lebensweg des Wortes hängen zu bleiben. Jener »ist« revolutionär, dieser »ist« konservativ usw. Was für eine Verkennung der Vernunft! Die Analytiker wollen sozusagen immer im vierten Akte sitzen. Sie fällen über die drei anderen nach Alexander von Humboldts Wort Todesurteile: erst sei das neue Ereignis, so sagen sie, nicht passiert. Dann: es sei kein neues Ereignis, und am Ende, jemand anderes habe es getan. Das Ganze nennt sich wissenschaftliches Verfahren, läßt Humboldt sie sagen.

Der Geist verfährt sich allerdings, wenn er Leichen beschaut. Der einzelne Gelehrte ist daran unschuldig. Das Mißverständnis liegt im Begriff der Natur. Die Sicherheit der Lehrstühle konnte es bewirken, daß der rein gesellschaftliche Untergrund des Naturbegriffes vergessen wurde; daß wir alle zusammen von einem reißend dahintreibenden Floß aus auf die Tiefe der Natur hinunterblicken, daß aber dem einzelnen die Sinne schwänden, täte er das ohne Auftrag der »Wir«. Von dieser Bedingung eines der »Natur«-Gegenüberstehens wußte der Gelehrte nichts. Die Vorstellungen des Menschengeschlechts von sich selber liegen jedem Naturbegriff weit voraus, und sie, nämlich diese Vorstellungen, sind täglicher Einübung bedürftig. Die Naturwissenschaft ist eine Frucht der Erschütterungen des Christentums; die Naturwissenschaft ist Akt vier der Gründung des Menschengeschlechtes als eines ganzen und

begeisterten Geschlechtes. Sobald sie das vergißt, wird sie zur Windsbraut, in der alles zerstäubt. »Und auf Vernichtung läuft's hinaus« (Goethe).

Während der Phase »Natur«, in unserem Falle 1933–1942, spiegelt sich das erschütternde Erlebnis nur noch in den Augen bloßer Zuschauer. Sie glotzen dorthin, wo der Komet zur Erde fuhr. Die Nazis glotzten auf die Tatsache, daß für eine Großmacht Deutschland seit 1917 kein Raum mehr war. Das war schon eine Tatsache zur Zeit, als sie »die Macht ergriffen«. Keine Phrase war so armselig wie die von der »Machtergreifung«. Diese Halbwüchsigen wußten ja im Grunde gar nichts von den Jahrhunderte brauchenden Quellbildungen aller Macht. Nackte Macht ist so kurzlebig. Die Wahrheit lautete: 1933 war niemand mehr da, der in Deutschland regieren wollte, außer toten Seelen. Der Urstand der Natur kehrte wieder, und alle Kulturwerte, alle Worte der Seelen wie der Geister wurden verhökert und zu den Schleuderpreisen des Ausverkaufs unter Mord und Totschlag aufgebraucht. Nicht ergreifen konnten die Gegenrevolutionäre die Macht, sie konnten sich nur an ihr vergreifen wie der Notzüchtiger.

Aber hier kommen wir gerade zum dritten Scharnier der Geschichte. Neben Fehlschlag und Prophetie stellt sich noch eine dritte Sprachkraft, die selbst die Flüche einer verruchten Zeit in *Segen* umwandelt. Es scheint ja auf den ersten Blick dem, der enteignet wird, nichts übrig zu bleiben. Die Sprache bringt auch hier das Unmögliche fertig. Etwas scheinbar Unsagbares wird sagbar, wenn Menschen *frei* sind. Sogar Enteignung ist kein sprachlicher Akt in reiner Form. Das Opfer in der Antike war sprachlos, der Geopferte selber schwieg. In unserer Ära hingegen erlaubte man vor 1933 sogar denen, die hingerichtet wurden, ein offenes Wort des Abschieds.

In dem nächsten Jahrzehnt – es waren übrigens zwölf Jahre der »Machtergreifung« und des Verstummens – drehte sich nochmals das Verhältnis von Geopfertwerden

und letztem Wort um. Vor 1933 kam es zu einem letzten Wort, wenn man zum Tode ging. Unter dem neuen Nero aber war das einzige Heil darin zu finden, daß man für das Ende die Stunde erbeten mußte, in der das eigene Wort endgültig endete. Denn außerhalb des Wortes weicht das Menschliche von uns. Und wo das Wort endet, da hören die Gesetze des Lebens in Gott auf.

So war es Gnade, wenn der Tod in jenem Augenblick nahte, wo das Wort abgeschnitten wurde. Denn das Wort ist der Lebensfaden der menschlichen Seele. Die letzten Worte muß ein Mensch auf seinem Todesgang hören oder sprechen. Das galt im KZ nicht. In dieser Hölle drehten sich die grundlegenden Annahmen der christlichen Zeitrechnung um. Von dem Kommen des Wortes bis zum Kommen des Antichrist, sagte Augustinus, kann kein vom Wort wiedergeborener Mensch den Freitod wählen. Er sagte das von den geschändeten Vestalinnen Roms, die nach Alarichs Eroberung sich das Leben nahmen. Er verwarf diesen Akt der Verzweiflung. Und ich habe keinen Zweifel, daß er damit eine, ja die geheimste Wahrheit über die Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Wortes ausgesprochen hat.

Aber die furchtbare »*Zeit der Enteignung des Wortes*« ist auch gekommen, und sie ist ausdrücklich in die christlichen Länder eingedrungen. Dollfuß wurden die Sterbesakramente verweigert. Er sollte verrecken wie ein Hund. Und die Kluft zwischen dem Zuchthaus und dem Konzentrationslager besteht ja genau in dem Absterben des Wortes. Der Zuchthäusler ist verurteilt. Jedoch seine Strafe ist *ausgesprochen*; der Sträfling kann sich bei ihr etwas denken, das dem Denken der Gemeinschaft und seiner Richter entspricht. Dem Insassen der Konzentrationslager ist dies unmöglich gemacht. Die Sprache hat hier Gottes Herrschaft verlassen und ist bloß eine Waffe in der Erledigung, Eliminierung, Ausrottung, Vernichtung eines Feindes geworden. Diese Enteignung vollzog also eine *Entwortung*,

wie sie noch keine Zeit gekannt. Meine Mutter, aus ihrer Wohnung im 80. Jahre verwiesen, vom Konzentrationslager bedroht, schrieb uns am Abend des 16. November 1938 den folgenden Brief:

»Meine geliebten Kinder, ich fühle, daß ich körperlich und seelisch dieser furchtbaren Zeit nicht mehr gewachsen bin und daß es für uns alle besser ist, wenn ich in Ruhe von Euch und dem irdischen Leben scheidet. Trauert nicht um meinen Heimgang, sondern arbeitet tapfer und ungebeugt am Leben weiter. Bleibt Eurem sittlichen und geistigen Streben treu, laßt Euch nicht durch Lüge und Selbstsucht blenden.

Mein Segen möge auf Euch und Euren Nachkommen ruhen. Grüßt mir alle Menschen, die in Liebe und Freundschaft an mich denken.

Seid, Kinder und alle Nachkommen, Geschwister und Freunde, begrüßt und gesegnet von Eurer Großmutter

Paula Rosenstock.«

Diese Salutatio, dieser Segen, dieser Abschied also ist die Allmacht, welche auch die Rückkehr der Natur, den brutalen Mord des Wortes überlebt. Was ist des Sohnes Erfahrung gegen diesen Akt, in der angesichts der Enteignung nur gesegnet, angesichts des Todes nur gelebt wird? Und in der deshalb der Zeitpunkt des Todes dem letzten Augenblick des Segnenkönnens und des Grüßenkönnens und des Ins-Leben-rufen-Könnens gleichkam? Ich mache hier kein neues Gesetz. Ich stelle keinerlei Regeln auf. Ich sage mit keinem Worte, daß Selbsttöten »recht« sei. Ich sage aber, daß jeder Tod so wie jedes Leben einzigartig genommen werden muß, und daß hier die Abweichung vom Augustinus in Wirklichkeit den höchsten Gehorsam gegen Augustinus »Ama, et fac quod vis« darstellte. Denn dieser Abschied besiegte die stumme Enteignung »von nach-

herein«, ähnlich wie Prophetie von vornherein das stumme Geschehen zum Ereignis erhebt.

Dieser Segen war also das einzige Eigentum, das wir, meine Frau, mein Sohn und ich, in dem Jahrzehnt der Entledigung aus Deutschland empfangen.

Die Natur wäre allzerstörend, der Tod und die Vernichtung und der Weltenbrand, wie ihn die Nazi agierten, endgültig, wenn nicht das Wort auch hier hinüberdränge und hinübertrüge. Die modernen Naturburschen sprechen von »survival«, von Überleben. Ich halte diese Ausdrücke selber für Teile unseres Unglücks. Die Natur überlebt nicht. Der Zyklus der vier Jahrzehnte wäre einfach umsonst gelebt ohne den Syllogos, das heißt ohne die sich entsprechenden verschiedenen Stimmen, welche, die einen vorher, die anderen nachher, einige gleichzeitig und einige hinterher, den äußeren Raum der absterbenden und vernichtenden Natur mit ihrem nie sterbenden Gesang und Zwiegesang erfüllten.

Die Stimmen der Prophetie, der Klage im Mißlingen, des Jubels im gegenseitigen Sichfinden, der Regel in der Institution, des Segens im Vernichtetwerden, sie und sie allein überragen das Leben, wie es in der Zeit neu bestimmt worden ist, von Geschlecht zu Geschlecht.

Die Auslassung des Miteinandersprechens über die Zeiten hinweg ist der Fluch des 19. Jahrhunderts. Darwin stolpert eben über dieses Hindernis. »Syllogisch« übertragen wir erworbene Eigenschaften nicht in stummer Paarung, sondern in beredter Bezeugung. *Zu sprechen ist die Tat, der alles Neueingetretene seine Wiederkehr verdankt.* Dank dem Wort werden alle Generationen und alle zu verschiedenen Zeiten notwendigen Wahrheiten einander gleichzeitig. In ihm lebt jede Wahrheit unserer Toten und unserer Nachkommen.

Und so müssen hier zwei Worte Goethes niedriger hängen. Der Herr Geheimrat von Goethe ehrte die Kirche, gehorchte seinem Großherzog und empfing selber den

Schleier der Dichtung aus der Wahrheit Hand. Goethes Leser aber berufen sich auf seine Verse, als sei die Wahrheit ohne weiteres aus Büchern erhältlich. Dieser geistige »Monismus« verleugnet die geistige Ämterteilung. Die Worte der seelischen Autorität, der staatlichen Macht, der genialen Eingebung müssen immerdar von verschiedenen Sprechern einander gegenseitig vorgehalten werden. Weder der Papst, noch der Kaiser, noch der Führer, noch der Dichter, noch der Philosoph darf je die Wahrheit pachten. Sprechen ist nur syllogistisch erlaubt. Als Goethe schrieb: »Im Anfang war die Tat«, und als er ausrief: »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung«, da sprach er beides, die Wahrheit und die Unwahrheit. *Es ist wahr*, daß im Anfang die Tat steht, und es ist wahr, daß im Anfang der Gehorsam, in der Mitte der Gehorsam und am Ende der Gehorsam für die Gesetze dieser Erde verlangt wird. Daher Arbeits-Dienst, weil sonst das Sprechen akademisch blutarm wird. Daher Liebe, weil nur in der Liebe das Wort eine Tat, eine Selbstüberwindung, ein Wagnis darstellt. Es ist schwer und gefährlich, jemandem seine Liebe zu gestehen. Es ist hart und bedrückend, die Gebote dieser Erde zu erfüllen. *Es ist unwahr*, daß es sonst keiner Offenbarung bedarf und daß der Dichter, der das Evangelium im Faust umschreibt (Im Anfang war die Tat, ist die Übersetzung des johanneischen »Im Anfang war das Wort«), der erste und einzige ist, auf den du und ich hören dürften. Das Amt des Richters setzt eine Ämtergliederung voraus, in der Kirche und Staat und Dichter zu drei verschiedenen Zeiten zu Worte kommen. Nie darf der Dichter die erste Geige spielen.

Es lohnt, sich das unerbittlich klarzumachen.

Daß Faust das Johannesevangelium umstülpt und die »Tat« für »Wort« schreibt, das hat nur Sinn, solange der Leser des Faust an die Autorität des Johannesevangeliums noch glaubt und nun im Namen des lebendigen Gottes dieses uralte Wort besser und besser und am allerbesten

verstehen möchte. Es ist eine neue Übersetzung eines ewigen Geheißes, die Goethe anbietet. Aber wenn der Urtext dahinfällt, weil ihn die moderne Menschheit gar nicht mehr kennt, dann wird auch die Übersetzung hinfällig. Denn die Übersetzung ist ja nur ein Fortschritt über das tote, mißverständene, liebesleere und tatenlose Wort, also über ein Mißverstehen des Urtextes hinaus. Die Nötigung, den Johannes richtig zu übersetzen, ist also das Grundgebot, auf dem die Neuerung »Im Anfang war die Tat!« aufruht. »Mich drängt's, den Urtext aufzuschlagen.« Hier ist also der Dichter in der Rolle des Er-innerers, der eines ewig und gebietenden Wortes in seinem Innern subjektiv neu mächtig werden muß. Johannes I, 1 und Faust verhalten sich mithin wie eine ewige präjektiv-subjektive Spannung, wo die Seele erst horcht auf einen gebotenen Text und dann innewird in einer darauf ansprechenden inneren Einstimmung.

In dem anderen Wort:

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
sonst bedarf es keiner Offenbarung,

wird sich der moderne Arbeitsmensch gern wiedererkennen. Er wird das Labora darin bewundern und dem Ora, der Offenbarung im Wort, darin den Laufpaß gegeben denken.

Gemach! Auch hier kann der Dichter das Wort »Offenbarung« nicht abschaffen, sondern nur umdeuten. In seinem eigenen Vers bleibt dies arge Wort »Offenbarung« ja stehen. Nur wird sie für die, die dienen und die auf ihn, den Dichter, hören, radikal vereinfacht. Wer da hinhört und daraufhin gehorcht, dessen Offenbarung ist kurz.

Das Glück zu dienen und zu gehorchen, erwählte ich 1919; als niemand in Deutschland gehorchen wollte, suchte ich mir einen Herrn, und es war ein wirklicher; ich durfte zum Beispiel den Hund der gnädigen Frau an der Leine spazierenführen und dabei über die nächste Nummer der

Daimler-Werkzeitung nachdenken. »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung.« Das ist, ob nun als Dienender oder im Arbeitsdienst, ein Glück unter zwei Bedingungen: man muß es *gesagt* bekommen haben, daß diese und gerade diese Dienste notwendig sind, und man muß *zugesagt* bekommen, daß es sonst keiner Offenbarung bedarf. Infolgedessen gibt es auch hier zwei Quellen des Sprechens. Denn welche Dienste streng geübt werden sollen, das stammt aus einer Gebotsquelle. Daß aber diese Gebotsquelle mir genug sagt, das muß hier der Dichter tröstend aussprechen, der doch von dem Inhalt meines Dienstes gar nichts weiß.

Das Gebot, im Heer oder im Dienst oder in der Fabrik, wird also von jemand anderem formuliert als der Trost des Dichters. Der Tagesbefehl stammt aus der trajektiven Sprachform des Kulturlebens. Goethe aber selber ist auch hier der Lyriker des subjektiven Singens und Mitteilens. So zerfällt Goethes Evangelium auf Grund seiner beiden gewichtigen Proklamationen, in drei Lebensstationen des Sprechens. »Im Anfang war die Tat« setzt einerseits das Evangelium voraus, läßt andererseits die Poesie übersetzen. Präjektiv und Subjektiv müssen sein. »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung«, setzt einerseits des Dichters Rolle, andererseits die der institutionellen Befehlshaber voraus. Subjektiv und Trajektiv existieren ja; aber mit der Ablehnung sonstiger Offenbarung weist Goethe schon darauf hin, daß es auch toten Ballast, absterbende Befehle gibt; das sonstige Wort also wird hier in einen vierten, *objektiven* und unverbindlichen Raum verbannt, dessen wir »nicht bedürfen«.

So hat selbst der heidnische Christ, Goethe, den Syllogos, das Miteinander-Dasein von vier Sprechweisen, nicht zum Schweigen bringen können. Die »Seele« bleibt Gottes Wort ausgeliefert, der »Geist« übersetzt es, die Kultureinrichtungen verteilen die Dienste, das bloß Objektive schleicht

sich ein, und jede beseelte Wortordnung stirbt an ihm, weil im Wort immer geliebt, gesungen und gehorcht werden muß, und weil alle sonstige Rede, ohne Liebe, ohne Mitteilung und ohne Gehorsam, das Leben beerdigt und uns all dieser Worte *entledigt*.

Meine drei Jahrzehnte, in denen ich als zukünftiges Dich, gegenwärtiges »Ich«, wiederkehrendes Wir leben durfte, wurden im vierten Jahrzehnt erledigt. Die Welt entledigte sich ihrer. Und siehe da, in dieser Feuerprobe blieb eine lebendige Wahrheit übrig, die heute lehrbar ist. Entledigt meiner biographischen Einbettung mag die Wahrheit über die Sprache heut sein; aber sie selber ist eben deshalb nur um so wahrer geworden. Der Versuch, sich ihrer zu entledigen, ist also vielleicht die Feuerprobe? Und die Objektivität ist der äußerste Anschlag des Todes auf eine neue Gestalt des Lebens? Es gilt, sogar die objektive Behandlung durch die Totengräber zu überragen.

In diesem Sinne also erscheint mir das vierte Jahrzehnt ebenso notwendig wie die vorausgehenden. Denn allerdings müssen wir den Tod besiegen. Nur geschieht das nicht durch ein darwinistisches Überleben, sondern einzig und allein durch ein über den Tod Hinübersprechen. Der Tod wird nicht dadurch überwunden, daß man nicht stirbt, sondern daß wir uns über den Tod hinaus lieben. Nur die Liebe, die uns dazu treibt zu sprechen, die hört nie auf.

In den vier hier geschilderten Gefällstufen der Rede stellt mein Leben eine Erfahrung dar und einen Beleg. Es ist diese Einheit in einem einzelnen Leben selten anzutreffen, weil ja nicht jeder gerade in zwei Weltkriegen und zwei Revolutionen so eingeklemmt wird, daß er für eine solche Erfahrung alt und zugleich jung genug ist.

Ferrari, in seiner *Philosophie der Revolution*, und ich selber in meinem *Neubau der Deutschen Rechtsgeschichte* haben über die Einzelzelle von vierzig Jahren eine nächsthöhere grammatische Wandlungsbahn von vier Genera-

tionen oder 120–150 Jahren entdeckt. Jedes Großjahrhundert wandelt gewisse neue Verheißungen und Gebote ebenso ab wie ich »Sprache«. Zum Beispiel hat die Französische Revolution ihre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erst geglaubt, dann begeistert ausgerufen, dann in Gesetze gegossen und schließlich mit einem Tropfen Wermut und Enttäuschung, weil's immer noch nicht das letzte Wort der Wahrheit war, objektiviert. Sie lebte sich in 150 Jahren, 1789 bis 1945, an den Tag.

Meine *Europäischen Revolutionen* geben den Stimmen von sechs solchen Quadrigeminastimmplatten das Wort, und wer sie einmal hört, der weiß, daß hier sechs ewige Arten Mensch zu Worte gekommen sind. Es ist die Sprache der Geschlechter und der Lebensalter, die in diesen Revolutionen, diesen Jahrhunderte brauchenden »Umläufen« des Miteinandersprechens, das Antlitz des europäischen Menschen, ja sein Antlitz, geprägt haben.

Denn der Mensch wird, was er gläubig spricht. Wir sprechen uns in unsere eigene Existenz hinein, je mehr wir ablehnen, bloß eine fremde Existenz nachzuschwätzen. Sprechen heißt, sich ereignen und eben dadurch in eine neue Daseinsform hinüberwechseln. Ein ethnologischer Beobachter Mesopotamiens drückt diese Macht des Sprechens über unser Aussehen so aus: »In Mesopotamien kann man konstatieren, wie auch in anderen Teilen der Welt, daß die religiösen Gruppen die Neigung haben, einen anthropologischen Typus zu entwickeln, der sie von der übrigen benachbarten Bevölkerung unterscheidet« (Furlani).

Und aus Rußland schreibt der Begründer der Quadrigeminatheorie, Richard Koch: »Im europäischen Sinne Proletariat gibt es hier nicht mehr. Keine Gedrückten, Entwürdigten, Erniedrigten. Die meisten tragen noch die morphologischen Merkmale, die Entstellungen durch die Schäden der Jahrtausende, ähnlich wie die Juden, wenn auch durch die Verschiedenheit der Arbeit sehr anders.

Aber sobald diese unschönen Menschen zu sprechen anfangen, sind es auf einmal ganz andere Menschen. Sie sehen gewöhnlich aus; sie machen den Mund auf, und sie sehen nicht mehr gewöhnlich aus. Die geistige Entwicklung ist der körperlichen weit vorausgeschritten. Zur geistigen Entproletarisierung genügt eine Generation, die körperliche Entproletarisierung braucht eine Reihe von Generationen.«

Mein eigenes Leben sollte gleichermaßen beweisen, daß die wahre Macht der Sprache Zeit braucht und daß sie den Maßen unseres wirklichen Lebens zugeordnet ist.

Der Irrwahn der akademischen Denker ist ja, daß ihr Denken keine Zeit brauche und das Sprechen in einer Naturzeit physikalischer Schälle sich abspiele. Kein Mensch hat diese Trennung in zwei Welten je geglaubt. Die Sprache ist Zeugungsvorgang. Zeugung und Weiterzeugung geliebter Menschen, die nur dank der Liebe und der Stimme der Liebe um ihre Bestimmung wissen, und nur weil wir angesprochen werden und weitersprechen, gibt es *Nach wie Vor*, das Zeitenfloß eines Menschengeschlechts, das sich in einem Geiste seiner Bestimmung zuwendet, das sich deshalb ereignet, weil wir hören. Wer es vernommen und verstanden hat, daß wir sprechen, um neuer Artung teilhaftig zu werden, der ist von dem Schwindel einer philosophischen Ethik befreit.

Das ewige Sittengebot des Menschen ist geistigen Inhaltes. Es lautet: Höre, Höre, bevor du sprichst: gehorche selber dem, was du sagst; sage nur etwas, das befolgt werden soll. Sprich also mit Zeugungskraft. Versprich mit Glauben. Höre auf die, die dich lieben, solange und soweit sie dich lieben. Liebe die, zu denen du sprichst. Sonst sprich nicht. Oder wisse, daß du den Krieg erklärst; auch das muß sein.

Alle sittlichen Gebote sind intellektueller Art und beziehen sich auf Rede und Antwort, auf Hören und Redestehen, auf Gehorchen und Befehlen, Prophezeien und

Segnen, Klagen und Frohlocken, Bitten und Danken. Im Sprechen haben wir heilige Pflichten. Dort zu lügen, wo wir die Wahrheit schulden, ist schlimmer als stehlen und schlagen.

Die materiale Ethik also ist abgeschafft, weil es der Geist ist, der sich den Körper baut, allerdings kein privater Geist, sondern die offen daherbrausende Macht des Zwiegesanges und Zwiegesprächs, des Gehorchens und Befehlens, des Glaubens und des Dichtens, soweit sie alle ineinander verknüpft bleiben als Abwandlungen einer Sprache. Am Ende aber sprechen wir alle nur eine Sprache. Und weshalb alle Sprachen nur Abwandlungen der einen Sprache sind, ergibt sich aus dem einmütigen Sinn alles Sprechens; im Sprechen überwinden wir den Tod. Wir alle sollen den Tod überwinden, und solange wir dieses guten Willens sind, tun wir alle dem Leben denselben Liebesdienst, wenn wir zu sprechen versuchen. Und so wird es von uns vorausgesetzt.

Wie erneuert sich die Lebenszeit?

Als Kinder lernen wir die Sprache unserer Vorfahren, und wohl deshalb besonders paßt der Name »Vorfahren« auf sie; denn auf dem Ozean der Sprache fahren sie uns vorauf, und in ihrem Kielwasser fährt unser Lebensschiffchen. Wenn wir den Schulmeistern glaubten, so wäre unsere eigene Sprache nur ein Anhang zu der unserer Vorfahren. Aber das ist sie nicht. Denn wir selber erfahren die Sprache erst in unserer Werbung. Den Freier macht die Liebe mündig. Romeo und Julia lernen die Sprache neu an einander. Und wie in der Liebe, die wirbt, so wird auch im Glauben, der wagt, unsere Sprache neu geboren. Wenn eine Generation sich dem versagt – wie die des deutschen Bürgertums unter Bismarck –, dann verliert sie die schönste Sprache, mag sie auch von Thusnelda und Siegfried angeblich herrühren.

Sprechen-lernen ist eben noch nicht selber sprechen! Weil

Jakob Grimm und die Philologen das übersehen haben, wird alle Sprache falsch behandelt. Die Brüder Grimm haben in der Zeit ihrer Pubertät zu ihrer Muttersprache hinzu Latein und Griechisch gelernt. Diesen gymnasialen Sprachwechsel haben die Philologen bei sich verdrängt. Dadurch sind in allen Nationen die Nationalisten auf eine seltsame Überhöhung ihrer bloßen Muttersprache verfallen. Aber die Sprache der Vorfahren, die sogenannte Muttersprache, ist nur unsere erste »Chemie«, unser erster Aggregatzustand. Denn sooft ein Primaner Catull und Horaz las, dann hieß das, er könne nun auch selber sein Mädchen andichten. Darin aber wurde die Sprache erneuert.¹ Die Herren des Muttersprachenkultus, von deren Kathedern nach wie vor die Blasphemien über Gottes Sprache träufeln, lehren ihre Studenten statt Kirchenlieder zu singen oder Liebesgedichte zu machen, sich eitel der Versteinerung einer sogenannten Muttersprache zu befleißigen. Aber schon die Pubertät verlangt, daß wir unsere eigene Sprache in der Werbung zum zweiten Mal uns zeugetisch erwerben. Wer um ein Mädchen freit, dem schmelzen Mutter- und Vatersprache wie Eisschollen weg. Freite befreit von bloßer Muttersprache.² Die Sprache wird also von jeder Generation regeneriert, oder sie verfällt. Regeneriert aber wird sie nicht von den Professoren der Germanistik. Denn diese können ja nur zurückdatieren, und daher haben sie aus der deutschen Sprache des fränkischen Christenheeres eine germanische Mördergrube machen müssen. Aus der Sprache, die zwischen Lessing und Ricarda Huch, zwischen 1760 und 1945 in deutschen Landen ertönt ist, haben diese Sprachphysiker den selben toten Sprachleichenam herauspräpariert, der bereits einmal am Ende des 30jährigen Krieges übrig war. Die deutsche Sprache lebt seit 1945 weder bei den Adenauers noch bei

¹ Rosenstock-Huessy und Battles, *Magna Carta Latina*, Alabama University Press 1967, stellen diesen Prozeß dar.

² Mehr darüber in »Bibliomica« u. S. 148 ff.

den Ulbrichts, sondern am ehesten noch lebt sie bei den Auslandsdeutschen, den Schweizern, Elsässern, den Enzensbergers in Norwegen, Tirolern und sogar bei mir, dem Deutschamerikaner, noch eher als in Pankow oder Bonn. Der Sekretär Wurm de anno 1760 hat 1945 zum zweiten Mal gesiegt, rechtlich dank des § 131 und sprachlich dank seines geschlechtslosen Charakters, seiner sprachlichen Wiedergeburtunfähigkeit. Seit dem »Marcion« Adolf Harnacks und seit Max Weber hat die deutsche Universität vor diesem Stil des mittleren Beamten zunehmend kapituliert. Sie nennt den lieben Gott einen Begriff – die Wiener Missionsschule faselt von einem »Gottesbegriff« –, und Max Weber nannte Gottes eingeborenen Sohn einen »Typ«, und der Heilige Geist ist ersetzt durch den deutschen Geist. »Begriff«, »Typ«, »deutsch«, das ist die Dreieinigkeit des Sekretärs Wurm. Daran stirbt sogar die Sangesmacht Hölderlins und Goethes.

Ich selber bin dreimal in meinem deutschen Dasein gewarnt worden, den tödlichen Gefahren der Sprachentseelung auch weiterhin, also auch noch nach dem Liebesfrühling zwischen Mann und Frau, zu entgehen. Zwischen 1917 und 1933 habe ich drei gründliche und Erdbeben ähnliche Erschütterungen meines Sprachenpanzers erfahren, und als ich Deutschland 1933 verließ, da hatten die Sprache der Vorfahren meines Vaters und meiner Mutter und der Liebeserfahrung dank meiner Schweizer Frau sich nicht weniger als drei weitere Male erneuern dürfen in einem Freundfeind-Zweikampf: der Philosoph, der Proletarier, der römische Priester forderten einen Anteil an meiner Sprache. Franz Rosenzweig, der neukantianische Autor eines guten Hegelbuches, Eugen May, der freiheitsdurstige Dreher aus der hohen Zeit der Arbeiterbewegung, und Joseph Wittig, auf dessen »Fall« von 1927 die Aufhebung des Index Librorum Prohibitorum auf dem zweiten VatikanKonzil zurückgeht, haben mir ein Stück Sprache abgerungen. Es ist nicht die Aufgabe dieses Textes, die

drei Wiedergeburten im einzelnen zu analysieren; sie leben in mir, und nach meinem Tode erst mag der pathologische Anatom – als Stifter des Patmosverlags könnte ich das Wort patmologisch prägen – die Sektion kunstgerecht durchführen. Aber daß sie in mir zum Leben gekommen sind, verdanke ich dem Einlassungszwang fruchtbarer Gegnerschaft. Ich bin weder um Rosenzweigs willen Philosoph geworden, noch um Mays willen marxistisch, noch um Wittigs willen katholisch. Bekehrt war ich auch ohne sie. Aber eine Verengung haben sie in mir ausgeräumt; vielleicht wäre der genaueste Terminus: einen Rest unheilvoller In-mich-Gekehrtheit. Wir Lebenden tragen über der Haut Kleider, und in die hüllen wir uns so lange unbedenklich, bis wir einem Nächsten damit sichtlich wehtun. Die naive, ja freche In-sich-Gekehrtheit der Fachsprachen, Konfessionssprachen, Parteisprachen wirkt wie ein Totschläger. Kaiser Wilhelm II. hat nie für nötig befunden, die Sprache eines Drittels seiner »Untertanen«, der Polen oder der Marxisten, zu erlernen. Kaiser Franz Joseph hingegen sprach die 14 Sprachen seiner »Völker«. Heut, 1966, verfolgt der leitende Jurist eines Industrierwerks den Industriepfarrer dort mit seinem Haß, weil er, der Jurist, gar nicht weiß, daß er sich selber nie um die Sprache der Nichtjuristen gekümmert hat und daher einen völlig eingengten »Dialekt« auch von seinen Zeitgenossen sich wünscht. Das angebliche Deutsch dieser Gebildeten unserer Industrie ist ein impotentes Näseln. Deutschland ist voll von solchen Leichen. Deshalb ist es nicht meine persönliche Laune, wenn ich den Tod der einstmals zwischen Lessing und Ricarda Huch so lebhaft atmenden deutschen Sprache sehr ernsthaft ansage. Nur weil Sprache sterblich ist, ist sie göttlich. Wäre Gott nicht für uns gestorben, könnten wir nicht neu geboren werden. Während die Konzeptionen einer »formierten« Gesellschaft – also einer Leiche – im Westen und die Begriffe einer dialektischen Doktrin im Osten als Betonklötze uns an den Kopf geworfen werden,

ist Deutschland ein Totenacker. Gottes Sprache aber möge uns immer neu und rechtzeitig in der Gestalt eines Nächsten entformen, eines Nächsten, der unsere Konzeptionen belächelt und eines Nächsten, der unsere Dialektik in ein Gespräch verwandelt, weil er Geduld mit uns aufbringt. Was aber geschieht statt dessen? In »Der deutsche Arbeitgeber« und im »Gewerkschaftsblatt« schreiben auch heut hier die Arbeiter, dort die Arbeitgeber und sterben so vor Langeweile. Da indessen heut die Weisgerbers den Tod und den Ton angeben, so will ich noch auf das Unwahrscheinliche das Unglaubliche türmen. Wer sich der eigenen Sprachregenerierung aussetzt, dem verändern sich sogar die angeborenen Gezeiten seines Daseins aus den über ihm neu ausgerufenen Geboten erneuerter Sprache.

Ich bin der ungeduldigste aller mir bekannten Menschen von Natur. Entsprechend habe ich meinen auf die eigene Natur gegründeten Lebensweg mit größter Ungeduld und Beschleunigung durchlaufen. Z. B. war ich der jüngste deutsche Privatdozent, und so in anderem. Aber seit der Untergang des Abendlandes mich 1917 und 1918 berief, wurde mir die Ungeduld des Karrieremachers, die Neuigkeitgier des Großstädtlers, die Raschheit der Übereilung – die alle auch in meiner Natur lagen – überlagert von der tiefen vom Vater ererbten Geduld. Eine unerwartete zeitliche Geräumigkeit hat sich seit 1918 in mir ausgebreitet, weil ich ja in die Gesamterfahrung der europäischen Menschheit hineingerufen wurde, und wer einem gemeinsamen Schicksal Gehör schenkt, der wird mit dem Metronom, mit dem Gehorsam beschenkt, der diesem Schicksal zu lauschen weiß. »Die Europäischen Revolutionen«, 1915 konzipiert, werden auch heute noch von dem gängigen Geschichtsbuch nicht beachtet. Und so steht es mit meinen sprachlichen, industriellen, philosophischen Einsichten. Aber ihr Nichtgehörtwerden oder ihr Gehörtwerden selber sind mir seit 1918 selber die Barometer der Zeit, und statt zu erwarten, es würden die Herren Zeitgenossen

angerannt kommen, erwarte ich nun, daß sie sich zu ertauben gehalten seien. Ich bin wider Erwarten fähig geworden, alt zu werden und Geduld zu üben, als sei das ein Teil von mir. Dennoch ist es ein Teil, den erst die unvorhersehbare Aufgabe in mich hineingeschaffen hat. Wir werden also nicht nur als unseres Vaters Söhne oder unseres Landes Kinder in die Zeit gebannt. Sogar neue Spannweiten ruft das Wort in uns wach. *Mihi est propositum* hieße also ebenso wohl: *Mihi erit propositum*. Denn wahrhaft lebt erst der in Gottes Freiheit, dem sich auch die Rhythmen seiner Zeit noch zu wandeln fähig bleiben.

Ein genialer Herausgeber von Shakespeares »Hamlet« hat seine gesamte Einleitung der Frage gewidmet, was die ungewöhnliche Länge dieses Schauspiels von uns fordere. All die üblichen Striche und Kürzungen der Regie deckt er als ebenso viele Sünden wider den Geist des Dramas auf. Weshalb – so fragt er – verherrlicht ihr die genialen Verse, die Charaktere, die Monologe, das Drama im Drama, wenn ihr mit dem Umfang, mit der Länge, willkürlich umspringt? Ist denn die Länge nicht noch urtümlicher? Werden eine Miniatur oder der David Michelangelo nicht gerade dank ihres Umfangs am geheimnisvollsten, am ursprünglichsten, am ehrfurchtgebietendsten? Und da fährt ihr mit dem Rotstift in den »Hamlet« und führt oft nur knapp die Hälfte des Ganzen auf? Dieser Shakespeareherausgeber Bernard Grebanier steht zwar allein, aber mir lachte das Herz, als ich ihn las. So plädiere ich dafür, daß in unseren Menschenleben der Schöpfer und die Vorsehung – also die vorangehende und die abschließende Gotteskraft, daß Vorfahren und daß Nachfahren – beide in der Erfahrung unserer Seele maßgebend, zeitmaßgebend, hervortreten und ihr Machtwort so sprechen, daß sich die endgültige Lebenslänge erst unter diesen Hammerschlägen bildet.

1950, ergänzt 1965